
D 20720 E
er Stern
i 1979 · 105. Jahrgang · Nummer 7



Veröffentlichung
der Kirche Jesu Christi der
Heiligen der Letzten Tage

Juli 1979
105. Jahrgang
Nummer 7

Der Stern: Klaus Günther Genge, Übersetzungsabteilung, Grabenstraße 14, A-8010 Graz.

Nachrichtenredaktion: Holger G. Nickel, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt/Main 50, Telefon 0611/1534278.

INHALT

Für Kinder

Jahresabonnement:

Bestellungen über den Sternagenten der Gemeinde:
DM 20,— an Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Postscheckkonto Frankfurt 6453-604.
sFr. 21,— an First National City Bank, Genf, Konto-Nr. 0/312750/007, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
ÖS 130,— an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81388, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 8.00.

Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt am Main 50.

Umschlagbild: „Pioniere mit Handkarren“, 1900 entstandenes Ölgemälde auf Leinwand von Carl Christian Anton Christensen (1831 — 1912). Es ist vielleicht das bekannteste Werk des Malers und spiegelt seine eigenen Erfahrungen wider, denn 1857, kurz nach seiner Heirat, hatte er als Unterhauptmann der 7. Handkarrenkompanie mit seiner Frau selbst einen Handkarren von Iowa nach Salt Lake City gezogen. Das Gemälde zeigt eine Fülle von Einzelheiten darüber, wie die Pioniere damals reisten. Es stellt auch dar, wie man mit getrocknetem Büffeldung Feuer zu machen pflegte.

ABSOLUTE WAHRHEIT



Präsident Spencer W. Kimball

Vor einiger Zeit habe ich einem „Zweifler“ einen Brief geschrieben. Vieles, was ich darin geäußert habe, hat mich in letzter Zeit sehr beschäftigt, und so möchte ich Ihnen jetzt das Wesentliche an diesen Gedanken mitteilen. Mit dieser Erklärung werden Sie meinen Standpunkt und meine Worte besser verstehen. Ich habe dem Betreffenden, einem innerlich zerrissenen jungen Mann, folgendes geschrieben:

„*Lieber John!*

Es bereitet mir ernste Sorgen, daß Du der Wahrheit des Evangeliums widerstehst und so viele Einwände dagegen erhebst.

Ich bin mir darüber im klaren, daß ich Dich nicht gegen Deinen Willen überzeugen kann. Andererseits weiß ich, daß ich Dir helfen kann, wenn Du mir nur zuhörst und mir gestattest, Dich auf einige wesentliche, wahre Grundsätze aufmerksam zu machen, mir gebeterfüllt zuhörst und den Wunsch hast zu wissen, daß meine Worte wahr sind. Selbst wenn ich könnte, würde ich Deinen Gedanken keine Gewalt antun, denn die Entscheidungsfreiheit ist das Grundgesetz Gottes, und jeder muß selbst die Verantwortung dafür übernehmen, wie er sich zur Wahrheit stellt. Doch ist jeder von uns gewiß verpflichtet, das Seine zu tun und die zum Guten zu beeinflussen, die vielleicht ein wenig Hilfe brauchen.



Der Herr hat zu Enoch gesagt:,Siehe, diese deine Brüder; sie sind das Werk meiner Hände; und ich gab ihnen Erkenntnis an dem Tage, da ich sie erschuf; und im Garten Eden gab ich dem Menschen seine freie Wahl' (Moses 7:32).

Ich habe viele lange Stunden wach gelegen und nachgedacht, oftmals inbrünstig auf den Knien gebetet — all dies in der Hoffnung, daß ich Dir gegenüber die rechten Worte finde und daß Du sie mit der gleichen Demut aufnimmst, mit der ich sie niederschreibe.

Der wahre Weg des Lebens ist keine Frage des persönlichen Standpunkts. Es gibt absolute und relative Wahrheit. Die Ansichten über richtige Ernährung haben sich zum Beispiel im Laufe meines Lebens viele Male geändert. Jahr für Jahr gewinnt man viele neue wissenschaftliche Erkenntnisse. Jahrzehntelang haben die Wissenschaftler der Welt verkündet, die Erde sei ursprünglich eine nebelhafte, geschmolzene Masse gewesen, die die Sonne von sich abgestoßen habe. Später haben viele Gelehrte erklärt, daß die Erde einst eine Staubwolke war, die nach und nach feste Form angenommen habe. So hat man der Welt schon viele Gedanken vorgetragen, die man hernach richtigstellen mußte, um sie mit neu entdeckter Wahrheit in Einklang zu bringen. Es gibt relativ gültige Lehrsätze. Im Gegensatz dazu gibt es aber auch absolute Wahrheit, die gestern, heute und für immer bestanden hat und besteht, ohne sich je zu ändern. An absolut Wahrem können die Menschen mit ihren Ansichten nicht rütteln. In dem Maß, wie die Wissenschaft unser Verständnis von der Materie vertieft, müssen gewisse anerkannte Vorstellungen im Interesse der Wahrheit aufgegeben werden. Einige dieser Scheinwahrheiten wurden jahrhundertelang zäh verteidigt. Die aufrichtige wissenschaftliche Forschung bleibt oft an der Schwelle der Wahrheit stehen, während wir durch Offenbarung bestimmte absolute Wahrheit erfahren, die uns als Ausgangspunkt dient, von wo aus wir beginnen können, das Wesen des Menschen und den Zweck seines Daseins zu verstehen.

Die Erde ist eine Kugel, und dieser Lehrsatz bliebe auch dann noch wahr, wenn die ganze Welt ihm widersprechen würde. Genauso wahr ist, daß Gott, unser Vater im Himmel, existiert.

Die Erde ist eine Kugel. Und wenn alle vier Milliarden Menschen auf der Welt sie für eine Scheibe halten, sind sie trotzdem im Irrtum, denn dies ist ein absolut wahrer Lehrsatz, unverrückbar, wenn auch die ganze Welt ihm widersprechen wollte. Ein Gewicht bleibt in der Luft nicht stehen, wenn man es losläßt, sondern fällt zur Erde herab. Das Gesetz der Schwerkraft ist gleichfalls ein absolut wahrer Lehrsatz. Es bleibt jederzeit gültig. Zwar kann ein höheres Gesetz die Wirkung eines niederen aufheben, doch ändert dies nichts an dessen unleugbarer Gültigkeit.

Die absolute Wahrheit erfahren wir durch den Geist Gottes. Sie ist in ihrer spirituellen Sphäre unabhängig, und man muß sie auf spirituellem Wege entdecken, obgleich die Erfahrung und die verstandesmäßige Erkenntnis sie bestätigen (LuB 93:30). Der große Prophet Jakob hat gesagt: ,Der Geist spricht die Wahrheit ... Daher redet er von Dingen, wie sie wirklich sind, und von Dingen, wie sie wirklich sein werden' (Jakob 4:13). Wir müssen unterrichtet werden, damit wir das Leben verstehen und erkennen, wer wir eigentlich sind.

Gott, unser ewiger Vater — Elohim — ist Realität. Das ist absolute Wahrheit. Er ist Wirklichkeit, und diese Tatsache wäre auch dann unumstößlich, wenn alle vier Milliarden Menschenkinder auf

Erden nichts von ihm und seinen Eigenschaften und seiner Macht wüßten. Es könnten ihn alle Menschen auf Erden verleugnen und sich weigern, an ihn zu glauben — er wäre trotzdem da. Jeder mag seine eigene Meinung haben — an seiner Existenz ändert das nichts — und seine Gestalt, seine Macht und seine Eigenschaften wechseln nicht mit der menschlichen Auffassung. Kurz, Meinungen sind machtlos, wo es sich um absolute Wahrheit handelt. Gott existiert dennoch und Jesus Christus ist sein Sohn, der allmächtige Schöpfer, der Herr über den einzig wahren Weg des Lebens — das Evangelium Jesu Christi. Der Intellektuelle mag seine Existenz wegdiskutieren, der Ungläubige mag spotten — doch Christus lebt und leitet das Geschick seines Volkes. Das ist absolute Wahrheit, und niemand kann sie leugnen.

Der Uhrmacher in der Schweiz hat aus dem Material, das ihm zur Verfügung steht, die Uhr gefertigt, die im Sand einer kalifornischen Wüste gefunden worden ist. Die Leute, die sie dort auffinden, sind nie in der Schweiz gewesen, haben nie den Uhrmacher gesehen und waren nicht dabei, als die Uhr hergestellt wurde. Trotzdem gibt es den Uhrmacher, auch wenn die Leute ihn nicht kennen. Wenn die Uhr reden könnte, würde sie vielleicht sogar lügen und behaupten, es gebe keine Uhrmacher; doch die Wahrheit bliebe bestehen.

Ein wahrhaft demütiger Mensch erkennt, daß er Wahrheit niemals erschaffen, sondern immer nur entdecken kann. Die Götter haben die Erde aus der vorhandenen Materie gebildet, über die sie Macht haben. Auch das ist absolute Wahrheit. Eine Million gebildeter Leute kann ruhig allerlei Vermutungen anstellen und zu dem Schluß kommen, daß die Erde durch Zufall entstanden sei. Es könnte die Wahrheit nicht erschüttern. Die Götter haben die Erde erschaffen, wie der Uhrmacher die Uhr hergestellt hat. Bloße Meinungen können daran nicht rütteln.

Der Mensch ist nicht fähig, Gott und seine Wege mit dem Verstand zu ergründen. Vielmehr muß er sich den Gesetzen unterstellen, die das Reich regieren, das er zu erforschen sucht.

Die Götter haben den Menschen geformt, ihm das Leben gegeben und ihn auf die Erde gestellt. Das steht absolut fest. Niemand kann es widerlegen. Und wenn eine Million geistreicher Denker das Gegenteil vermutet, wird es damit nicht wahr. Nachdem Christus dies alles für die Kinder seines Vaters ausgeführt hatte, arbeitete er für den Menschen einen Lebensplan aus — ein fest umrissenes, absolutes Schema, woran sich der Mensch halten muß, will er sich entfalten und vollkommen werden. Auch diese entscheidende Wahrheit ist nicht der Meinung des einzelnen unterworfen. Andernfalls wäre Deine Meinung ebenso gültig wie die meine, vielleicht sogar noch mehr. Ich lege Dir aber nicht meine Meinung dar, sondern göttliche Wahrheit, die unverrückbar ist.

Eines Tages wirst Du es selbst sehen, spüren und verstehen. Vielleicht wirst Du Dir dann heftige Vorwürfe machen, weil Du so lange gezaudert und soviel Zeit vergeudet hast. Die Frage ist nicht, ob das geschieht, sondern wann.

Wenn sich jemand in einem bestimmten Sachgebiet auskennt, braucht er deshalb noch kein Fachmann in anderen Bereichen zu sein. Sachkenntnis in der Religion erwirbt man dadurch, daß man

rechtschaffen lebt und Offenbarung empfängt. Der Herr hat dem Propheten Joseph Smith gesagt: ‚Alle Wahrheit ... ist unabhängig ... in dem Bereich, in den Gott sie gestellt hat‘ (LuB 93:30). Ein Geologe, der viel Wahres über den Aufbau und die Zusammensetzung der Erde entdeckt hat, kann blind für die wahren Grundsätze sein, die Gott uns über den geistigen Bestand der Familie kundgetan hat.

Wenn ich Dir nur dieses eine klarmachen kann, haben wir eine Grundlage, worauf wir aufbauen können. Der Mensch ist nicht fähig, Gott und seine Wege mit seinem bloßen Verstand zu ergründen. Vielmehr muß er sich den Gesetzen unterstellen, die das Reich regieren, das er zu erforschen sucht. Wer Klempner werden will, muß sich mit den Gesetzen vertraut machen, die die Arbeit eines Klempners bestimmen. Er muß alles über Druck und Spannungen wissen und auch bei was für einer Temperatur eine Leitung zufriert. Er muß in den Gesetzen bewandert sein, die für Dampf und heißes Wasser, Ausdehnung und Zusammenziehung usw. gelten. Jemand, der über das Klempnerhandwerk gut Bescheid weiß, versagt vielleicht völlig bei der Kindererziehung oder kann überhaupt nicht mit anderen Menschen auskommen. Man kann der beste aller Buchhalter sein, ohne etwas von Elektrizität zu verstehen. Man mag viel über den An- und Verkauf von Lebensmitteln wissen, aber nicht die geringste Ahnung vom Brückenbau haben.

Man mag Autorität auf dem Gebiet der Wasserstoffbombe sein, ohne etwas vom Bankwesen zu verstehen. Man mag ein bekannter Theologe sein, ohne sich in der Uhrenfabrikation auszukennen. Der die Relativitätstheorie aufgestellt hat, weiß möglicherweise nichts über den Schöpfer, von dem alle Gesetze stammen. Ich wiederhole: Bei alldem geht es nicht um Meinungen, sondern um absolut wahre Grundsätze. Und diese sind jedem zugänglich.

Jeder intelligente Mensch kann lernen, was er zu lernen wünscht. Er kann sich auf jedem Gebiet Kenntnisse aneignen. Freilich muß er seinen Verstand dabei anstrengen und sich Mühe geben. Um den High-School-Abschluß zu erlangen, muß man länger als zehn Jahre zur Schule gehen. Bis man ein College-Diplom erhält, müssen die meisten weitere vier Jahre daranwenden. Ein Vierteljahrhundert dauert es, bis man ein guter Arzt geworden ist. Warum glauben so viele dann nur, sie könnten in die tiefste spirituelle Wahrheit eindringen, ohne die erforderlichen Experimente und Laborarbeiten auszuführen und ohne sich den Gesetzen unterzuordnen, die diesen Bereich beherrschen? So absurd es auch erscheint, man stellt immer wieder fest, daß populäre Personen, die wohl noch nie auch nur ein Gesetz Gottes befolgt haben, sich bei Interviews über die Religion auslassen. Wie lächerlich ist es geradezu, daß solche Menschen sich unterfangen, der Welt ein Schema für ihre Lebensführung zu geben!

Nichtsdestoweniger gibt es manch einen Finanzfachmann oder Politiker, Professor oder Spielhallenbesitzer, der glaubt, sich auf allen Gebieten auszukennen, nur weil er in einem Bereich über seine Mitmenschen hinausragt. Man kann Gott nur dann erkennen, wenn man die Gesetze befolgt, denen Gott, seine Werke und seine Pläne unterliegen. Der spirituelle Bereich, der ebenso wirklich ist wie der materielle, läßt sich mit den für den materiellen geltenden Gesetzen nicht erfassen. In einem theologischen Seminar lernt man nicht, wie man einen Generator zur Stromerzeugung herstellt. Ebensowenig kann man in einem physikalischen Labor gewisse spirituelle Grundsätze erlernen. Statt dessen muß

man sich in ein spirituelles Laboratorium begeben, die dort vorhandenen Einrichtungen benutzen und sich den dort geltenden Vorschriften unterordnen. Dadurch kann man spirituelle Wahrheit mit der gleichen Gewißheit erkennen — oder mit noch größerer Sicherheit —, wie der Wissenschaftler Aufschluß über Metalle, Säuren oder andere Stoffe erhält. Es kommt also kaum darauf an, ob jemand Klempner, Bankier oder Landwirt ist. Entscheidend ist, was man über seine Vergangenheit und seine Zukunft weiß, woran man im Hinblick darauf glaubt und wie sich dies im Handeln äußert.

Als wir noch Geistwesen waren, fertig geformt und fähig, selbst zu denken und zu verstehen, sagte unser ewiger Vater zu uns sinngemäß: ‚Meine lieben Kinder, als Geistwesen seid ihr wohl so weit fortgeschritten, wie es in diesem Zustand möglich ist. Ihr braucht nun einen physischen Körper, damit ihr euch weiterentwickelt. Ich will euch einen Plan geben, wonach ihr eure Entwicklung fortsetzen könnt. Wie ihr wißt, kann man geistig nur dadurch wachsen, daß man Hindernisse überwindet.‘

Weiter sagte der Herr: ‚Wir wollen von den vorhandenen Stoffen nehmen und daraus eine Erde bilden. Wir wollen Pflanzen und Tiere darauf bringen und euch gestatten, zur Erde hinunterzugehen. Sie wird euer Prüffeld sein. Wir werden euch eine fruchtbare Erde geben, die verschwenderisch mit allem versehen ist, was für euch nützlich ist und euch zur Freude gereicht, und wir wollen sehen, ob ihr euch getreu erweist und alles tut, was von euch verlangt wird. Ich werde eine Übereinkunft mit euch schließen: Wenn ihr euch bereiterklärt, eure Wünsche zu beherrschen und euch nach dem Plan, den ich euch geben werde, weiter zu vervollkommnen und euch dem Stand eines Gottes zu nähern, werde ich euch einen physischen Körper aus Fleisch und Bein geben, dazu eine fruchtbare und ergiebige Erde, wo die Sonne scheint und wo es Wasser und Wälder, Metalle und allerlei Bodenarten gibt, ja, alles, was ihr braucht, damit ihr euch ernähren und kleiden könnt, ein Obdach habt und euch an allem erfreuen könnt, was euch nützlich und dienlich ist. Und darüber hinaus werde ich die Möglichkeit schaffen, daß ihr schließlich zu mir zurückkehrt, sofern ihr ein immer besseres Leben führt, Hindernisse überwindet und der Vollkommenheit näherkommt.‘

Dieses äußerst großzügige Angebot haben wir, die Söhne und Töchter des Vaters im Himmel, dankbar angenommen. Der Reihe nach kamen wir zur Erde, wie

---

Diese Kirche Jesu Christi . . . ist die „einzige wahre und lebendige Kirche“. Nur sie wird von Gott voll anerkannt . . . Die meisten Menschen glauben freilich nicht daran. Geistliche versuchen diese Wahrheit zu widerlegen, und Intellektuelle wollen mit Vernunftgründen das Vorhandensein dieser Wahrheit bestreiten. Eines Tages werden alle diese Leute tot sein. Die Geistlichen und Priester werden zu Asche geworden sein . . . Die Wahrheit wird aber vorwärtsgehen. Die Kirche wird siegreich bleiben, und das Evangelium wird immer noch wahr sein.

---

unsere irdischen Eltern einen Körper für uns bereiteten. Jetzt müssen wir uns auf dem Prüffeld bewähren. Auch das ist absolute, unwiderlegbare Wahrheit, eine unbestreitbare Tatsache. Wer diese unanfechtbare Wahrheit anerkennen will, ist bereit, mit seinen Experimenten und seiner Laborarbeit zu beginnen.

Beiläufig erwähne ich einige andere bedeutsame Tatsachen, will aber hier nicht versuchen, ausführlicher darauf einzugehen: Adam und Eva haben ein Gesetz übertreten und dadurch eine Veränderung herbeigeführt, die sie auf alle ihre Nachkommen vererbt haben: Sie wurden sterblich. Ob die Beschaffenheit der verbotenen Speise diese Umwandlung verursacht hat? Jedenfalls wurde der feinere Stoff, der ursprünglich durch ihren Körper strömte, durch Blut, das lebenspendende Element unseres Körpers, ersetzt. Adam und Eva und damit auch wir wurden sterblich, Krankheiten und Schmerzen unterworfen und schließlich der Auflösung des Körpers preisgegeben, die wir „Tod" nennen. Aber der Geist, der beherrschende Bestandteil unseres aus zwei Seiten bestehenden Wesens, ist über den Körper erhaben. Wenn dieser sich auflöst, zerfällt der Geist nicht etwa, sondern kommt in die Geisterwelt, um dort weiter Erfahrungen zu sammeln. Dabei wird ihm zugesichert, daß er sich, nachdem er sich dort hin-



Wer im Wüstensand eine Uhr findet, kann sich denken, daß es einen Uhrmacher gibt, der sie hergestellt hat, selbst wenn er die Herkunft der Uhr nicht kennt und nichts über das Uhrmacherhandwerk weiß. Foto: Longin Lonczyna, Jr., Design Center, Utah.

reichend vorbereitet hat, wieder mit seinem Körper vereinigen kann. Dieser wird aus Fleisch und Bein dem ursprünglichen Körper nachgebildet, und der Geist wird dann ewig darin wohnen. Diese Verbindung wird nie wieder aufgehoben, denn in diesem Körper wird es kein Blut mehr geben, das sich zersetzen und Störungen verursachen kann. Statt dessen wird ein feinerer Stoff dem Körper Leben geben und ihn unsterblich machen.

Die Auferstehung hat Jesus Christus, der Erretter, zuwege gebracht. Weil er als Marias Sohn sterblich und als Sohn Gottes zugleich göttlicher Natur war, konnte er die Mächte überwinden, die das Fleisch beherrschen. Er hat tatsächlich sein Leben gelassen und sodann buchstäblich wiedergenommen, und das gleiche wird mit jedem geschehen, der je gelebt hat. Weil Jesus Christus ein Gott war, hat er sein Leben freiwillig gelassen. Niemand konnte es von ihm nehmen. Indem er darin vollkommen war, alles zu überwinden, erwarb er die Macht, sein Leben wiederzunehmen. Der Tod war sein letzter Feind; auch diesen überwand er und brachte damit die Auferstehung zuwege. Das ist absolute Wahrheit. Alle Theoretiker auf der Welt zusammen könnten sie niemals widerlegen. Es ist eine Tatsache!

Ehe der Herr gekreuzigt wurde, erkannte er, daß es unbedingt notwendig war, eine Organisation zu schaffen, deren Mitglieder gehörig bevollmächtigt waren, sein Werk fortzuführen, der Welt seinen Plan zu verkünden und die Menschen dahin zu bringen, daß sie sich an dem ewigen Plan ausrichteten. Aus diesem Grund rief er unter seinen getreuen Anhängern seine Kirche ins Leben und setzte Apostel, Propheten und andere Beamte ein, die sein Volk lenken sollten. Diese Beamten sandte er in alle Welt, seine Wahrheit zu verkünden. Sie sollten dabei aber keine Gewalt gebrauchen, denn das Grundgesetz der Welt ist die Entscheidungsfreiheit. Zwar kann der Mensch seine Entscheidungsfreiheit nach eigenem Gutdünken ausüben, doch kann er sich nicht der Strafe entziehen, die ihn trifft, wenn er falsch handelt.

So schuf der Herr die von ihm geplante Organisation in ihrer Vollständigkeit, gab ihr die Grundsätze und Lehren, wovon sie bestimmt sein sollte, und übertrug seinen Beamten die uneingeschränkte Vollmacht, seine Lehre zu verkündigen und die von ihm verordneten heiligen Handlungen zu vollziehen. Die damals bestehenden religiösen Organisationen mit ihren von Menschen erdachten Lehren und Ansichten ließ er unbeachtet und verwirklichte statt dessen seinen eigenen, göttlichen Plan. Das ist Wahrheit! Selbst wenn die Befürworter aller Anschauungen, die es auf der Welt gibt, nicht daran glaubten, bliebe es noch wahr. Es wäre noch immer absolute Wahrheit.

Noch bevor der Herr nach Golgatha ging, wußte er, daß seine junge und bedauernswert kleine Organisation den Wölfen nicht lange würde widerstehen können, die in Gestalt feindlicher Anschauungen und schrecklicher Verfolgungen über sie herfallen würden. Er ließ jedoch einige treue Apostel und andere Helfer zurück, die das Reich Gottes lenken und aufbauen sollten. Zweifellos wußte Christus, daß es zu einem Abfall vom Glauben kommen würde. Und so geschah es auch.

Die Verfolgung war unerträglich. Von den Aposteln wird berichtet, daß sie den Märtyrertod erlitten haben. Zahllose andere Mitglieder der Kirche — teils Priestertumsträger, teils Laien — wurden in unglaublicher Weise gefoltert. Durch die Schrecken der Verfolgung wurde die Kirche aufgerieben und fast

vernichtet. Schließlich wurde das Christentum durch die Erlässe heidnischer Herrscher anerkannt und verbreitet. Um die Völker zur Annahme des Christentums zu bewegen, vermischte man die christliche Lehre mit den abergläubischen Vorstellungen und Anschauungen der Heiden, bis die ursprüngliche Lehre

---

Joseph Smith ging . . . in einen Wald und brachte lange Zeit auf den Knien zu. Als er herauskam, hatte er Gewißheit über das göttliche Wesen Elohims und seines Sohnes, Jesus Christus. Seine Überzeugung davon war so fest, daß er lieber freiwillig den Märtyrertod auf sich nahm, als sie zu verleugnen.

---

und die heiligen Handlungen der Kirche so entstellt und verwässert waren, daß sie der Wahrheit nur noch oberflächlich ähnelten. Nachdem man die bevollmächtigten Diener Gottes zu Märtyrern gemacht hatte und sowohl die Vollmacht als auch die Lehre der Kirche verlorengegangen waren, versank die Welt in der Finsternis des Mittelalters, wo es auf Erden niemand mehr gab, der das Wesen Gottes und seinen Plan richtig verstand. Finsternis bedeckte das Erdreich. Selbst auf materiellem Gebiet gab es nur wenig Fortschritt, während auf spirituellem Gebiet fast völlige Leere herrschte.

Die ursprüngliche Lehre der Kirche war entstellt, das Priestertum verlorengegangen. Die Organisation der Kirche war verfälscht, ebenso die Lehre. So mußte ein neues geistiges Erwachen kommen. Schon Jahrtausende zuvor hatte der Prophet Daniel ein solches Erwachen vorausgesagt. Endlich kam der Tag, wo die Wahrheit abermals wiedergebracht wurde. Diesmal sollte sie nie wieder verlorengehen. Dies ist uns verheißen worden: Mögen einzelne auch abfallen — die Kirche und das Evangelium werden bestehen bleiben, und keine Macht der Erde und der Hölle kann erneut einen vollständigen Abfall vom Glauben herbeiführen. Diese so dringend notwendige Wiederherstellung wurde durch den Propheten Joseph Smith zustande gebracht, einem Nachfolger der Propheten Adam, Enoch, Noah, Abraham und Mose und des Herrn Jesus Christus. Durch Offenbarungen, die Joseph Smith vom Herrn erhielt, wurde die Kirche neu gegründet — die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Ihr wurde die vollständige Vollmacht übertragen, und sie wurde mit allen Plänen und Einrichtungen ausgestattet, die zu ihr gehören. So wurde das „wunderbare und wundersame Werk“ Anfang des 19. Jahrhunderts in der Welt erneuert. Der junge Prophet, dessen Gemüt nicht mit den Sünden der Welt besudelt und der nicht durch falsche menschliche Anschauungen voreingenommen war, wurde das Werkzeug Gottes, wodurch die Wiederherstellung vollbracht wurde. Wie in allen anderen Evangeliumszeiten mußte das kleine Samenkorn der Wahrheit einer Flut von Unwahrheit standhalten. Dieser Widerstand läßt sich besonders gut vergleichen mit dem in der unmittelbar vorangegangenen Evangeliumszeit, wo Jesus Christus selbst gekommen war, die Saat der Wahrheit wiederzubringen. Zu Joseph Smith' Zeit hat es eine Vielzahl von Kirchen gegeben, die von Menschen gegründet worden waren, ohne von sich behaupten zu können, daß sie göttlichen Ursprungs seien oder Offenbarungen erhielten. Die in früheren Jahrhunderten durch Verfälschung der

Wahrheit entstandenen Lehren waren noch alle vorhanden. Auf religiösem Gebiet herrschte ein völliger Wirrwarr. Fast die ganze Welt leistete erbitterten Widerstand gegen das im Entstehen begriffene Werk und brandmarkte Joseph Smith schon als falschen Propheten, als zum erstenmal von der wiederhergestellten Wahrheit die Rede war. Die kleine Organisation, die 1830 mit sechs Mitgliedern gegründet wurde, ist in dem kurzen Zeitraum bis heute erstaunlich schnell gewachsen, so daß sie gegenwärtig ungefähr vier Millionen Mitglieder zählt. Diesmal wird sie nicht wieder untergehen. Diese Kirche Jesu Christi („Mormonen" ist nur ein Spitzname) ist die „einzige wahre und lebendige Kirche". Nur sie wird von Gott voll anerkannt; sie allein ist richtig organisiert und hat die Vollmacht, in Gottes Namen zu amtieren, und sie verfügt als einzige über ein umfassendes und auf Wahrheit gegründetes Programm, wodurch der Mensch unglaubliche Macht erlangen und zu Reichen aufsteigen kann, die sich unserer Vorstellungskraft entziehen.

Auch das ist absolute Wahrheit. Niemand kann sie widerlegen. Sie ist ebenso gültig wie die Tatsache, daß die Erde fast wie eine Kugel geformt ist, daß es die Schwerkraft gibt und daß die Sonne scheint. Sie ist ebenso unverrückbar wie die Tatsache, daß wir leben. Die meisten Menschen glauben freilich nicht an die Wahrheit. Geistliche versuchen sie zu widerlegen, und Intellektuelle wollen mit Vernunftgründen ihr Vorhandensein bestreiten. Eines Tages werden alle Menschen tot sein. Die Geistlichen und Priester werden zu Asche geworden sein, und die Gebildeten werden in ihrem Grab vermodern. Die Wahrheit aber wird vorwärtsgehen. Die Kirche wird siegreich bleiben, und das Evangelium wird immer noch wahr sein.

Nach der Begriffsbestimmung, die der Herr gegeben hat, ist Wahrheit „Kenntnis von Dingen, wie sie sind, wie sie waren und wie sie sein werden" (LuB 93:24). Gottes Existenz ist Wirklichkeit. Die Unsterblichkeit ist Wirklichkeit. Diese Tatsachen werden nicht einfach dadurch aufgehoben, daß wir anderer Meinung darüber sind. Sie lösen sich nicht etwa in nichts auf, nur weil einige daran zweifeln.

Ansichtssache? Gewiß gibt es verschiedene Ansichten, aber diese können, wie gesagt, nicht an den vorhandenen Gesetzen und an absoluter Wahrheit rütteln. Keine Ansicht kann die Erde dazu bringen, daß sie die Form einer Scheibe annimmt, oder etwa das Licht der Sonne trüben. Keine Ansicht kann bewirken, daß Gott stirbt oder Christus aufhört, der Sohn Gottes zu sein.

Es gibt in diesem Zusammenhang eine gute Frage, die von Millionen gestellt worden ist, seit Joseph Smith sie formuliert hat: Wie kann ich erkennen, welche von all den Gemeinschaften maßgebend und göttlichen Ursprungs ist und vom Herrn anerkannt wird — falls es eine solche Gemeinschaft überhaupt gibt?

Gott hat uns den Schlüssel dazu gegeben. Du kannst die Wahrheit erkennen. Du brauchst nicht im ungewissen darüber zu bleiben. Folge nur dem vorgeschriebenen Weg, dann kannst Du absolute Gewißheit darüber erlangen, daß all dies absolut wahre Grundsätze sind. Der vorgeschriebene Weg ist der: Forschen, Beten und Tun. Die Offenbarung ist der Schlüssel. Gott wird Dir Erkenntnis geben, sobald Du Dich unterwirfst und demütig und für seinen Geist empfänglich wirst. Erst mußt Du allen Stolz auf Deine eigene Weisheit aufgeben und Deine geistige Unzulänglichkeit vor Gott eingestehen. Du mußt Deinen Eigendünkel unterdrücken und Dich dem unterwerfen, was Dir der Heilige

Geist sagen will. Wenn Du diese Voraussetzungen erfüllt hast, kannst Du anfangen zu lernen. Solange man noch hartnäckig an vorgefaßten religiösen Ansichten festhält, ist man keiner Belehrung zugänglich. Der Herr hat wiederholt verheißen, daß er uns Erkenntnisse auf geistigem Gebiet schenkt, wenn wir uns in eine dafür geeignete Gemütsverfassung bringen. Er hat uns geboten, zu forschen, zu fragen und eifrig zu suchen. Moroni hat diese ungezählten Verheißungen kurz ausgedrückt: „Und durch die Macht des Heiligen Geistes könnt ihr die Wahrheit aller Dinge wissen" (Moroni 10:5). Was für eine Verheißung! Wie großartig! Wie erhaben! Ich möchte es wiederholen: Eines Tages wird sich jeder unterwerfen, der je auf der Erde gelebt hat, jetzt darauf lebt oder je darauf leben wird. Es wird eine freiwillige, bedingungslose Unterwerfung sein. Wann wirst Du soweit sein? Heute? In zwanzig Jahren? In zweihundert Jahren? In zweitausend oder einer Million Jahren? Wann? Ich sage Dir nochmals, John, es geht nicht darum, *ob* Du Dich jemals der Macht der Wahrheit beugen wirst, sondern *wann* Du es tun wirst, denn ich weiß, daß Du der Macht und dem Druck der Wahrheit nicht unbegrenzt standhalten kannst. Warum nicht jetzt? Du hast schon viel Zeit verloren. Die Jahre, die noch vor Dir liegen, können viel schöner werden als Dein ganzes bisheriges Leben.

Wie töricht würde doch der in Knechtschaft geborene und Frondienst leistende Israelit handeln, der nie etwas anderes als die Sklaverei kennengelernt hat, wenn er bei sich spräche: „Dies ist das Leben. Es gibt nichts Besseres. Hier kann ich mir täglich den Bauch füllen und habe genug Zeit zum Schlafen." Wie kurzsichtig wäre es von ihm, diese Lebensbedingungen vorzuziehen, wenn man ihm sagte, daß jenseits des Meeres und der Wüste ein gelobtes Land auf ihn warte, wo er frei sein und sich gut ernähren könne, Herr über sein eigenes Schicksal sein und Muße haben könne, sich kulturell und anderweitig entfalten und alles haben könne, was ein Herz rechtmäßig begehren dürfe. Was macht es aus? Was ist der Unterschied zwischen Licht und Finsternis, Wachstum und Verkümmerung, zwischen einem Riesen und einem Zwerg, zwischen Freiheit und Knechtschaft, Ewigkeit und schnell vergangenem Leben?

In tiefer Demut sende ich Dir, lieber John, diesen Brief, und meine Worte richten sich auch an alle anderen, die sie hören können. Zugleich bete ich darum, Du mögest sie nicht verwerfen, sondern gründlich und gebeterfüllt darüber nachdenken. Du mußt vorurteilslos und aufrichtig sein. Es muß der Wunsch vorhanden sein, und man muß sich bemühen. Du wirst gewiß Sicherheit bekommen, aber nur, wenn Du Dir Mühe gibst. Ich bezeuge Dir, daß das wahr ist. Ich weiß es. Ich sende Dir eine feierliche Warnung, und wenn Du vor der Schranke des Gerichts stehst — der Tag ist nicht mehr allzu fern —, wirst Du wissen, daß ich die Wahrheit gesagt und dabei nur Dein ewiges Wohl im Sinn gehabt habe. Vergiß bitte nicht, daß ich versucht habe, Dich so nachdrücklich auf diese Sache aufmerksam zu machen, damit Du aufgerüttelt wirst. Die wahre und lebendige Kirche und ihre Mitglieder und Repräsentanten sind bereit, auf jede Frage zu antworten, und ich verspreche Dir fest: Wenn Du aufgeschlossen forschst und betest, wirst Du das Licht empfangen, und es wird für Dich so sein, als wenn ein neuer Tag begänne, nachdem Du durch finstere Nacht gegangen bist.

Ich biete Dir nochmals die Hilfe der Kirche an, will Dich aber nicht drängen oder gar zwingen. Du bist alt genug, hast

einen klaren Verstand und kommst aus einer Umgebung, die Dich eigentlich stärken müßte und wo man Dir in Deiner Jugend die Saat der Wahrheit eingepflanzt hat. Nicht die vereinigten Mächte der Erde und des Himmels können Dir diese Erkenntnis eingeben. Du erwirbst sie weder durch Hoffnung noch durch Kauf. Du erhältst sie nur, indem Du dich sorgfältig, ehrlich und aufrichtig damit auseinandersetzt. Soweit Du Hilfe nötig hast, ist die Kirche bereit, sie Dir zu geben.

Du kannst diese Ermahnung und Warnung nicht in den Wind schlagen, ohne eine schwere Verantwortung auf Dich zu nehmen. Wenn Du sie mißachtest, mußt Du Dich dafür vor Deinem Schöpfer verantworten, ebenso wie ich mich vor ihm zu rechtfertigen hätte, wenn ich sie unbeachtet ließe. Ich habe mein Bestes getan, um sie Dir vorzutragen. Ich weiß, daß dies der einzige vollständige, gottgegebene und ewige Plan ist, den Gott anerkennt und billigt!

Joseph Smith ging seinerzeit in einen Wald und brachte lange Zeit auf den Knien zu. Als er herauskam, hatte er Gewißheit über das göttliche Wesen Elohims und seines Sohnes, Jesus Christus. Seine Überzeugung davon war so fest, daß er lieber freiwillig den Märtyrertod auf sich nahm, als sie zu verleugnen.

Als Paulus auf dem Weg nach Damaskus war, erblickte er ein herrliches Wesen und hörte dessen Stimme. Und doch betete er trotz dieser ungewöhnlichen Kundgebung darum, daß er die Göttlichkeit Jesu Christi, seines Vaters und seines ewigen Planes — des Evangeliums — ohne den leisesten Zweifel erkennen möge. Und schließlich fand er so feste Gewißheit, daß er sie bis an sein Lebensende verkündigte. Man steinigte ihn fast zu Tode, aber er stand wieder auf. Er litt Hunger, Durst und Verfolgungen. Am Ende nahm er den ruhmvollen Märtyrertod auf sich — er wußte genau, daß man ihm das Leben nehmen würde. Somit setzte er nicht nur seine Energie, seine Zeit und seine Arbeitskraft für die Wahrheit ein, sondern sogar sein Leben. Paulus wußte mehr über die für das Wohl der Seele des Menschen notwendige Wahrheit, die den Menschen heil macht und errettet, als alle damaligen oder heutigen Weisen und Ärzte. Er hat gewußt, daß Gott lebt, Jesus der Messias ist und das Evangelium den Weg zum ewigen Leben weist. Er hat gewußt, daß der Lohn, den man in der Ewigkeit empfängt, es wert ist, die Annehmlichkeiten dieses Lebens dafür zu opfern.

Du kannst die gleiche Erkenntnis erlangen wie Joseph Smith, wie Petrus und Paulus und wie sehr viele unserer Zeitgenossen. Dies ist nicht einfach wieder eine neue Kirche. Es ist *die* Kirche. Und wir verkündigen nicht etwa irgendein neues Evangelium oder eine neue Weltanschauung. Dies ist die Kirche, die das Evangelium Jesu Christi predigt.

Unser ewiger Vater lebt, und sein Sohn lebt. Dessen bin ich so sicher, daß ich bereit bin, mit der letzten Anstrengung, die meine Zunge und meine Lippen aufbieten können, davon Zeugnis abzulegen. Ich bin bereit, mit diesem Zeugnis auf den Lippen in die Ewigkeit einzugehen und meinem Gott gegenüberzutreten. Ich gebe Dir mein Zeugnis von dieser Wahrheit im Namen Jesu Christi. Amen.“ □

Ich wollte einen brennenden Dornbusch

Robert E. McGhee

Foto: Eldon K Linchoten.



Ich habe einen ganz schönen Schock bekommen, als ich vor ein paar Jahren ins Salzseetal gezogen bin. Damals wußte ich kaum etwas über die Mormonen, ich hatte eine leise Ahnung, daß sie irgendwo im Westen lebten und irgendwie zu seiner Entwicklung beigetragen hatten. Weiter reichten mein Interesse und mein Wissen nicht. Deshalb war ich überrascht, als ich sah, daß ich in einem Staat voller Mormonen gelandet war!

Ich glaube, meine Herkunft hatte viel damit zu tun, daß ich mich für keine Religion besonders interessierte. Ich war durch Geburt in der Episkopalkirche gewesen, aber als ich neun Jahre alt war, starb mein Vater, und ich kam in ein überkonfessionelles Waisenhaus. Dadurch zog ich keine Kirche irgendeiner anderen vor. Später habe ich verschiedene Kirchen besucht und in allen etwas Gutes gefunden.

Als wir dann eine Weile in unserer neuen Heimat lebten und meine Frau und ich nach und nach erfuhren, wer und was die Mormonen waren, stellte ich mich innerlich darauf ein, daß bald ein Bekehrungsversuch von seiten wohlmeinender Mormonen einsetzen würde. Aber der Versuch blieb aus. Die Mormonen, die ich kennenlernte, waren freundlich, aber sie haben keinen Druck auf mich ausgeübt. So begann ich, Fragen zu stellen. Aber die Antworten schienen mir immer etwas ausweichend.

Dann lernte ich eines Tages Dick Reisner kennen. Er hatte eine wunderbare Familie und war ein Jahr lang bei der Umschulung für einen neuen Beruf mein Schulungsleiter. Er war begeisterter Mormone, und ich war beeindruckt. Er trat offen und ehrlich für seinen Glauben ein. Er fragte mich gutmütig darüber aus, was ich über die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage wußte. Zu der Zeit wußte ich schon einiges; ich hatte etwas über die Entstehungsgeschichte der Kirche gelesen und hatte einen allgemeinen Überblick über ihre Glaubenssätze und ihren Aufbau.

Die Hürde, vor der ich mich am meisten scheute, war der Grundsatz des Glaubens. Ich meinte, wenn Gott sich dem Sünder Saulus auf dem Weg nach Damaskus und Mose in einem brennenden Dornbusch zeigen konnte, mochte er sich mir doch auf ähnliche Weise zeigen. Wenn ich dann einmal überzeugt war, würde ich gewiß mit aller Kraft für ihn eintreten und sein Werk aufbauen. Doch meine Bekehrung mußte wenigstens so dramatisch aussehen wie der brennende Dornbusch.

Meine Schulungszeit in Utah ging viel zu schnell vorbei, und wir zogen nach St. Augustine in Florida um.

Mit der Zeit stellten wir jedoch fest, daß wir Utah und besonders die Menschen dort vermißten. Wir sahen im Telefonbuch nach, ob in unserer Gegend Mormonen lebten. Das nächste Gemeindehaus war 60 Kilometer entfernt. Wir beschlossen, ohne die Mormonen auszukommen. Die Kirche war uns weniger wichtig als die Gesellschaft der Menschen, aus denen die Kirche bestand.

Nach einem besonders anstrengenden Tag kam ich einmal recht früh nach Hause. Meine Frau war in der Küche beschäftigt.

„Wir hatten heute Besuch“, sagte sie mit einem Lächeln.

„Wirklich? Wen? Vertreter?“

„Ja . . . sowas Ähnliches.“

„Wer war denn da?“

„Zwei Mormonenmissionare.“

„Du willst mich wohl auf den Arm nehmen.“

„Nein. Sie haben eine Broschüre hiergelassen. Sieh sie dir an. Es steht eine Telefonnummer drin.“

„Ich rufe sie an. Das wird ein schöner Schock für sie.“

Sie lachte. Ich rief sie an und lud sie ein. Sie sagten mir, die Gemeinde habe ihre Versammlungen in der Oddfellow Hall (Freimaurerähnliche Wohltätigkeitsgesellschaft, Anm. d. Üb.). Ich dachte, ich hätte nicht ganz verstanden, bedankte mich aber und legte auf.

Die beiden jungen Männer, die uns besuchten, boten uns einen leichten sechswöchigen Kurs mit sechs Lektionen an. Warum nicht? meinten wir. Damit bezahlten wir nicht zuviel für die Gesellschaft der Mormonen. Außerdem hatte ich schon mit richtigen Profis darüber diskutiert.

An dem Sonntag standen wir früh auf. Gutgelaunt warfen wir uns in die Schlacht, denn es galt, vier Kinder anzuziehen. Aber wir hatten uns in der Zeit verschätzt.

„Wir kommen zu spät“, sagte meine Frau, als wir ankamen.

„Vielleicht warten wir besser“, meinte

ich. „Wir wissen nicht einmal, wo die Sprecher stehen. Es wäre ziemlich peinlich, wenn wir zur falschen Tür reingehen und auf einmal vor der versammelten Gemeinde stehen.“

Das Problem löste sich von selbst, denn ein freundlich aussehender Herr stieg aus einem der Autos auf dem Parkplatz und stellte sich als der Gemeindepräsident vor. Er hatte damit gerechnet, daß wir vielleicht zu spät kommen würden, und beschlossen, auf uns zu warten.

Die Kinder wurden in verschiedenen Klassen untergebracht, und wir gingen in die Einführungsklasse. Unser Lehrer war offensichtlich ein gebildeter Mensch und kannte sich in seinem Stoff aus. Daß jemand mit seinem Verstand zu einer Kirche gehörte und seinen Glauben an Gott mit großer Überzeugung kundtat, zwang mich, meine Argumente neu zu überdenken.

Es war ein schöner Tag. Wir fühlten uns als Familie enger verbunden, weil wir gemeinsam in der Kirche gewesen waren. Außerdem weckte die einfache, schlichte Gemeinde in uns ein erhebendes, aufrüttelndes Gefühl.

Kurz danach setzte ich mich mit einem Freund aus Utah in Verbindung. Er hieß Dennis Hill, und wir hatten zusammengearbeitet. Ich erzählte ihm, ich besuchte jetzt seine Kirche. Er versprach, mir ein Buch zu schicken, obwohl ich mich bemühte, ihm klarzumachen, daß ich nur wegen der netten Menschen in die Kirche ging.

Das Buch, *Ein wunderbares und seltsames Werk*, von LeGrand Richards, kam nach unserem zweiten Besuch in der kleinen Gemeinde. Ich legte es beiseite und nahm mir vor, es „irgendwann mal“ zu lesen.

Am dritten Sonntag fühlten wir uns zu müde, um zur Kirche zu gehen. Niemand rief an und fragte, wo wir gewesen waren, und wir waren enttäuscht.

Aber Montagabend klingelte das Telefon. Es waren die Missionare!

„Wir haben Sie Sonntag in der Kirche vermißt.“

„Hm, Sie wissen ja, wie es manchmal geht.“

„Ja, sicher.“ Kurze Pause. „Wir haben Ihnen die sechs Lektionen versprochen und möchten bald damit anfangen.“

„Wunderbar! Wie wäre es mit morgen abend und dann jeden anschließenden Dienstagabend?“

Ich meinte, wenn Gott sich dem Sünder Saulus auf dem Weg nach Damaskus und dem Mose in einem brennenden Dornbusch zeigen konnte, mochte er sich mir doch auf ähnliche Art zeigen. Wenn ich dann einmal überzeugt war, würde ich gewiß mit aller Kraft für ihn eintreten und sein Werk aufbauen.

Damit begann eine schöne Freundschaft. Die Kinder liebten die beiden jungen Männer, die Glauben und Glück ausstrahlten.

Ich spielte mit, als sie ihre psychologischen Versuche mit mir anstellten, weil ich das Gefühl hatte, daß sie die Übung brauchten.

Trotzdem ließ ich es nicht so weit kommen, daß ich zum Anfang und Schluß unserer Zusammenkünfte betete. Ich hatte nichts dagegen, wenn sie oder jemand anders betete, aber ich wäre mir vorgekommen wie ein Heuchler, wenn ich zu einem Gott gebetet hätte, von dessen Existenz ich nicht überzeugt war.

Am folgenden Sonntag war in Jacksonville (Florida) Pfahlkonferenz, und der

Redner war kein anderer als LeGrand Richards. Ich griff eiligst nach dem Buch und begann es zu lesen (wenn ich jemanden sprechen höre, möchte ich soviel wie möglich über ihn wissen). Als der Tag gekommen war, setzte ich mich ganz oben auf den Balkon, wo ich gut sehen und hören konnte. Der scharfe Verstand des Mannes beeindruckte mich, doch noch mehr nahmen mich seine Aufrichtigkeit, seine Überzeugung und sein Glaube gefangen.

Die Missionare setzten ihre Lektionen fort, und wir lernten das Evangelium besser kennen. Ungefähr bei der vierten Lektion ging uns ein Licht auf: die Missionare hatten nichts anderes vor, als uns zum Abschluß zur Taufe aufzufordern.

„Nie und nimmer!" sagte ich zu meiner Frau. „Ich bin mir ja noch nicht einmal beim Beten sicher, obwohl es sowas Einfaches ist. Soweit kann ich nicht gehen." Sie stimmte mir zu.

Die Missionare brachten endlich die Sprache darauf, indem sie uns das Taufdatum nannten, für das sie sich entschieden hatten. War uns das recht? „Nein", sagte ich. „Ich habe kein Verlangen danach."

„Nun, diesen Freitag werden zwei Menschen getauft. Möchten Sie nicht kommen und zusehen?"

„Wo?"

„Nur um die Ecke, im Meer."

„Im Meer!" Meine Frau rang nach Luft. „Um diese Jahreszeit ist es doch viel zu kalt."

„Ja, das wissen wir." Die Missionare ließen sich anscheinend durch nichts aus der Ruhe bringen.

Wir gingen hin. Nach der Taufe fragten uns die Missionare: „Möchten Sie jetzt nicht auch getauft werden?"

„Keinesfalls", konterte ich. Und ich war mir dessen sicher.

Während der ganzen Zeit hatten die Missionare noch eine Familie unterrichtet, ein nettes junges Ehepaar namens John und Louise Hatch.

Wir hatten die beiden nur kurz in der Kirche kennengelernt und waren von ihrer Lebhaftigkeit und Aufrichtigkeit beeindruckt gewesen. Nach unserer sechsten und letzten Lektion erzählten uns die Missionare, John und Louise wollten sich am kommenden Freitag taufen lassen. Das war Karfreitag.

Ich mußte daran denken, daß das eigentlich der ideale Zeitpunkt für die Taufe war, sozusagen ein „Dankeschön" an Christus, wenn man diesen Tag mit seiner eigenen Taufe beging. Trotzdem war mir nicht danach zumute. Ich suchte immer noch nach dem brennenden Dornbusch.

Doch als die Missionare sich nach der sechsten Lektion anschickten zu gehen, fragten sie mich nach ihrer Gewohnheit, ob ich zum Abschluß beten wollte. Zu meinem Erstaunen hörte ich mich ja sagen. Nach meinem Gebet gratulierten mir die Missionare, auch sie waren leicht verwundert. Nach diesem schönen Abend versank ich tief in Gedanken.

Am nächsten Tag, ehe ich zur Arbeit ging, raffte ich allen Mut zusammen, atmete tief ein und sagte meiner Frau, daß ich mich entschlossen hatte, mich Freitag taufen zu lassen, und bat sie, das gleiche zu tun. Wenn uns das Dach vom Haus geflogen oder Florida langsam im Meer versunken wäre, hätte sie nicht erstaunter sein können.

„Das kannst du mir nicht antun!" sagte sie.

„Warum nicht?"

„Das Meer ist zu kalt."

„Ich weiß, aber mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde es tun, ob mit oder ohne Dich. Denk darüber nach und sag mir heute abend Bescheid, ich will dann die Missionare anrufen, damit sie die Kleider besorgen können."

Ich gab ihr einen Kuß und ließ sie in der Tür stehen. Doch ich konnte sie nicht den ganzen Tag im ungewissen lassen, deshalb rief ich sie später an.
„Hast du dich entschieden?"
„Ich kann dich nicht allein gehen lassen."
„Herrlich. Heute abend rufe ich die Missionare an. Frag die Kinder, ob sie mitmachen wollen, und sag mir nach der Arbeit Bescheid."
Die beiden großen Jungen beschlossen, sich uns anzuschließen (die beiden Kleinen waren noch nicht alt genug). Wir wurden Freitag getauft, und seit ich aus dem Wasser hervorgekommen bin, habe ich kein einziges Mal daran gezweifelt, daß ich die richtige Entscheidung getroffen hatte.
Warum habe ich so plötzlich beschlossen, mich taufen zu lassen?
Weil ich an dem Abend der sechsten Lektion eingesehen hatte, daß ich nicht nach einem brennenden Dornbusch suchen durfte. Wenn ich das doch tat, entging mir etwas ganz Wesentliches. Vielleicht lag die Antwort in den kleinen Ereignissen, die sich abgespielt hatten.
Ich dachte an die Woche vor meiner Entscheidung für die Taufe zurück. Wir waren wieder einmal zu spät in die Kirche gekommen. Um uns die Verlegenheit zu nehmen, hatte uns ein ganz junger Mann namens Eddie Markle mit einem einfachen Händedruck begrüßt. In dem Augenblick hatte ich in ihm einen so starken Glauben verspürt, daß ich zutiefst beeindruckt war. Das war der Glaube, den Jesus meinte, als er zu Thomas sagte: „Weil du mich gesehen hast, Thomas, so glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!" (Johannes 20:29). Ich beschloß, daß ich auch solchen Glauben haben wollte.
Ich sah ein, daß meine früheren Erlebnisse einen ähnlichen Eindruck in mir hinterlassen hatten, doch weil ich nach einem Wunder verlangte, hatte ich die Eingebungen des Geistes nicht erkannt. Meine Begegnungen mit den Mitgliedern der Kirche waren nichts Spektakuläres gewesen, doch hatten sie ihre eigene Bedeutung gehabt.
Jeder hatte auf seine Art einen starken, doch einfachen Glauben gezeigt: Dick Reisner hatte den Samen gelegt; Dennis Hill hatte das Buch geschickt; die Missionare hatten an meine Tür geklopft; Bruder Pressler, der Gemeindepräsident, hatte am ersten Sonntag auf uns gewartet; Bruder Richards hatte mich durch seine Rede beeindruckt; Eddie Markle hatte mir durch seinen Händedruck über die Verlegenheit hinweggeholfen. Jeder einzelne hatte durch sein Beispiel sein Zeugnis leuchten lassen. Und mir in meiner Dunkelheit hatte dieses helle Licht ein Zeugnis der Wahrheit gebracht.
Die Mormonen lieben ihre Familie, und deswegen liebe ich sie. Als Religionsgemeinschaft sind sie eigentlich selbst eine Familie, mit aller Liebe und allem Lernen, das dazugehört. Die Antwort liegt nicht im brennenden Dornbusch. Wir haben unsere Entscheidungsfreiheit — wir können uns für eine Dunkelheit ohne Glauben entscheiden, oder wir können sie durch unseren Glauben für immer hell machen. Die Mormonen glauben! Ich auch. □

Robert E. McGhee ist Offizier der US-Luftwaffe, Vater von vier Kindern und Ältester im Pfahl Richmond in Virginia.

Die Gabe des Heiligen Geistes

Mark E. Petersen



Zeichnung von Richard Hull

Jeder, der in die Kirche eintritt, wird getauft, das heißt, aus Wasser und Geist geboren. Wenn wir als Mitglied der Kirche bestätigt werden, werden wir „mit dem Geist getauft". Er ist eine Macht, die uns heiligt und sein Auftrag besteht darin, uns durchs Leben zu leiten. Wir nennen dies „Gabe des Heiligen Geistes".

Wir alle empfangen durch diese Gabe Inspiration, sofern wir darum beten und uns durch unsere Lebensführung dafür würdig machen. Sie kann uns bei unseren Aufgaben in der Schule helfen, beim Auswählen unserer Freunde und bei den Entscheidungen, die wir Tag für Tag treffen müssen.

Diese Gabe ist auch seit jeher eine sehr wichtige Kraft bei der Missionsarbeit. Ein Beispiel: Als junger Missionar hatte ich einen großartigen Mann aus Rupert in Idaho zum Mitarbeiter. Er hieß Henry L. Baker. In einer Stadt im Osten Kanadas gingen wir gemeinsam von Tür zu Tür.

Als wir einmal an eine Tür kamen und anklopften, öffnete eine Frau und lud uns sogleich ein, hereinzukommen — noch ehe wir Gelegenheit hatten, nach einer der üblichen Methoden ein Gespräch anzuknüpfen! Wir hatten das Haus kaum betreten, als sie schon fragte: „Wo ist das Buch, das Sie mir bringen sollen?"

Kein Wunder, daß wir erstaunt waren. Aber sie gab uns bald die Erklärung: In der Nacht, bevor wir kamen, hatte sie einen Traum gehabt, worin sie uns zu ihrem Haus hatte kommen sehen. Dieser Traum war so eindringlich, erklärte sie, daß sie uns sogleich erkannt hatte, als sie uns an ihre Tür treten sah. In dem Traum hatte man ihr gesagt, wir hätten ein Buch, das ihre ganze Familie zur Errettung führen würde.

Wir gaben ihr unverzüglich das Buch Mormon und besprachen es ziemlich

ausführlich. Sodann lud sie uns ein, am gleichen Abend wiederzukommen, damit wir ihre Familie kennenlernen könnten, und so geschah es. Nachdem sich die Familie intensiv genug damit befaßt hatte, schloß sie sich der Kirche an, und jeder einzelne ist noch immer ein treues Mitglied.

Vor ungefähr 20 Jahren wurde ich einmal beauftragt, nach Montevideo in Uruguay zu fliegen, die Mission zu bereisen und das erste Gemeindehaus zu weihen, das in der Stadt errichtet worden war. Während des vorangegangenen Jahres hatte David O. McKay den ersten Spatenstich für das Gebäude getan — in der Hoffnung, er werde wiederkommen und es selbst weihen können. Da ihn andere Verpflichtungen daran hinderten, schickte er mich.

Nach dem Weihungsgottesdienst kam eine italienische Schwester nach vorn und wollte mir die Hand schütteln. Ehe sie dies aber tat, streckte sie die rechte Hand aus und bat mich, diese zu betrachten. Ich konnte jedoch nichts Ungewöhnliches daran wahrnehmen. Dann machte sie mich auf eine Narbe in der Handfläche aufmerksam und erklärte dazu:

„Als Präsident McKay hier war, um den ersten Spatenstich für unser Gemeindehaus zu tun“, sagte sie, „hatte ich eine Krebsgeschwulst in der Handfläche. Die Ärzte konnten mir nicht helfen, und die Geschwulst wurde immer größer. Durch den Heiligen Geist erhielt ich das Gefühl, die Hand würde geheilt werden, wenn ich nur Präsident McKays Hand berühren konnte.

Es gingen viele Leute nach vorn, um ihn zu begrüßen, und weil es so viele waren, sank mir der Mut. Aber die Eingebung ließ nicht nach, und ich fühlte, daß der Heilige Geist mich drängte. Und so gelangte ich schließlich bis zu Präsident McKay. Meine rechte Hand war mit einem dicken Verband umwickelt, so daß ich ihm die linke Hand reichen mußte. Als ich nach Hause kam, nahm ich den Verband ab und sah zu meiner großen Freude, daß der Krebs bereits eintrocknete. Jetzt zeige ich Ihnen meine rechte Hand, die wieder ganz gesund ist, und ich möchte, daß Sie Präsident McKay davon erzählen.“

Einige Jahre später erlebte ich in Idaho etwas Ähnliches. Ich wohnte gerade einer Pfahlkonferenz bei. Nach der Versammlung am Sonntagmorgen brachte einer der Bischöfe seine betagte Mutter zu mir. Ich hatte in meiner Predigt auf das Buch Mormon hingewiesen und hielt es noch immer in der Hand.

Sie nahm mir das Buch aus der Hand, öffnete es und las aufs Geratewohl einen Absatz darin. Dann gab sie mir das Buch zurück. Ich fragte mich, was das wohl bedeuten sollte. Und dann berichtete sie:

Bei der vorigen Pfahlkonferenz war Thomas E. McKay, ein Assistent des Rates der Zwölf Apostel, zugegen gewesen.

Sie fragte mich, ob ich Bruder McKay kannte, was ich natürlich bejahte. Dann sagte sie: „Würden Sie ihm bitte ausrichten, daß ich einen Absatz in Ihrem Buch gelesen habe? Als er bei der letzten Konferenz hier war, brachte ihn mein Sohn zu mir nach Hause und bat ihn, mich zu segnen. Damals war ich blind. Bitte sagen Sie ihm, daß ich etwas aus Ihrem Buch gelesen habe.“

Die Macht des Heiligen Geistes ist für die Mitglieder der Kirche eine der größten Kraftquellen, wenn sie nur Gebrauch davon machen. Durch göttliche Kraft werden die Menschen aber nicht nur geheilt, sondern der Heilige Geist kann uns wahrhaftig auch in unserem täglichen Leben führen.

Jeder von uns hat ein Gewissen. Wenn es

Fortsetzung auf Seite 31

Ich habe eine Frage

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.



Victor L. Brown
Der Präsidierende Bischof der Kirche

„Ich habe ein persönliches Problem. Mein Freund hat mir geraten, zu einer Beratungsstelle zu gehen, aber ich habe das Gefühl, daß ich mich an meinen Bischof wenden sollte. Was ist richtig?"

Als Spencer W. Kimball noch dem Kollegium der Zwölf Apostel angehörte, hat er zu dieser Frage wichtige Weisungen erteilt. Es empfiehlt sich daher, an dieser Stelle einiges aus einer Rede zu zitieren, die er auf einer Versammlung von Psychotherapeuten, die der Kirche angehören, gehalten hat. Sein Thema war das Verhältnis zwischen der Tätigkeit des Bischofs und der des Therapeuten.

„Bei der Ordinierung empfängt der Bischof eine immerwährende Gabe, die er nur durch Unwürdigkeit verlieren kann. Wird er aber unwürdig, so ergreift die Kirche disziplinarische Maßnahmen und schließt ihn gegebenenfalls aus der Kirche aus. Kraft dieser Berufung, Ordinierung und Einsetzung wird er auch Richter in Israel und erhält damit die Aufgabe, für seine Mitglieder viele Entscheidungen zu fällen, die Einfluß auf ihren Fortschritt, ihre Entwicklung und ihr Leben haben. Er kann ihr Tun auf spirituellem Gebiet lenken, ihnen Möglichkeiten geben, sich zu entfalten, und kann ihre Leistungen beurteilen. Er entscheidet, ob jemand würdig und geeignet ist, bestimmte Segnungen und Rechte zu genießen. Er kann ihnen Zugang zu allen Tempeln in der Welt verschaffen; durch ihn öffnet sich den Mitgliedern die Tempeltür und durch die ewige Ehe auch die Tür zum ewigen Leben.


Der Freund
7/1979








Ein Hemd für Orbu

Seletha Brown

Orbu ging schon über eine Stunde auf dem staubigen Weg in Uganda. Der rote Staub, heiß von der Mittagssonne, brannte auf den Sohlen seiner nackten Füße und ließ seinen Knöchel schmerzen.

„Sonst macht mir der Staub oder das Laufen ja nichts aus", dachte Orbu, als er so dahinschlenderte, aber ich bin so enttäuscht!
Er stieß einen erleichterten Seufzer aus, als er an den Pfad kam, der im Schatten hoher Bananenstauden lag. Dieser Weg führte zu seinem Haus, und er konnte seine Mutter schon vor der strohgedeckten Hütte sehen. Sie stand, über ein offenes Feuer gebückt, und drehte etwas am Spieß. Als Orbu näherkam, hörte er, daß seine Mutter ein fröhliches Lied summte. Er lief auf sie zu, blieb aber plötzlich wieder stehen. Sobald Mama hörte, was er zu sagen hatte, würde das Lied aufhören!
„Schnell, Orbu!" rief seine Mutter. „Der Fisch ist fertig!"
Er ging langsam weiter und wischte sich Hände und Füße an einem grünen Bananenblatt ab.
Als er am Morgen losgegangen war, um sich in der neuen Schule anzumelden, hatte Mama gelächelt und ihm auf die Schulter geklopft.
„Wenn du etwas aus den sprechenden Büchern lernst, wird dein Knöchel dich nicht behindern", hatte sie ihm gesagt.
Orbu hatte dazu genickt. Er wußte, daß sie daran dachte, wie ihm als ganz kleinem Jungen einmal eine Ziege auf den Fuß getreten war. Damals war sein Knöchel gebrochen. Er war nicht richtig verheilt, und nun fiel es Orbu schwer, die Ziegen zu hüten oder das Feld zu pflügen.
„Nun komm schon, Orbu", rief Mama wieder. „Ich kann den Fisch nicht den ganzen Tag halten!"
Schweigend nahm er den Spieß, den sie ihm gab. Er setzte sich auf einen Baumstamm und begann, ein wenig von dem Fisch zu essen.
Mama sah ihn genau an. „Du hast seit Sonnenaufgang nichts gegessen, und jetzt hast du keinen Hunger?" fragte sie.
Orbu legte den Fisch auf den Baumstamm. Nun konnte er es nicht länger aufschieben, sondern mußte es ihr sagen.
„Ich kann doch nicht zur Schule gehen." Es klang ganz heiser, weil er dabei Tränen herunterschluckte.
„Aber warum?" fragte Mama und setzte sich neben ihn. „Der Mann — der Lehrer sagte, daß aus jeder Familie einer kommen dürfte."
Orbu nickte. „Ja, aber heute hat er mir gesagt, daß ich in der Schule ein Hemd anhaben muß. Und ich habe kein Hemd."
„Und ich habe keinen Stoff und kein Geld", sagte Mama und wandte das Gesicht ab.
Orbu schluckte wieder. „Ich bin müde", sagte er und ging auf die Hütte zu. „Wenn es kühler ist, werde ich die Süßkartoffeln hacken. Ich brauche die dummen Bücher überhaupt nicht!"
Orbu war so enttäuscht und wütend, daß er am liebsten mit jemandem gekämpft oder etwas getreten hätte. Er stieß mit dem Fuß gegen einen geflochtenen Korb, der innen neben der Tür stand. Der Korb kippte um, sein Inhalt lag auf dem Boden verstreut.
Als er anfing, alles wieder aufzuheben, spürte er etwas Weiches.

Vielleicht ist es Stoff für ein Hemd, dachte er aufgeregt, aber es war nur ein kleiner brauner Stoffetzen, in den etwas Hartes eingewickelt war. Orbu wickelte den Gegenstand aus. Es war ein alter Esaaka (Hammer aus Holz). Er war 20 cm lang und ziemlich schwer. Er fuhr mit dem Finger über die Ecken, und dabei kam ihm eine Erinnerung.

„Opas alter Esaaka", flüsterte er.

Er konnte sich noch daran erinnern, wie Opa vor langer Zeit mit diesem Hammer immer wieder auf etwas geschlagen hatte, bis es ungefähr so aussah wie ein Stück Stoff, das er in der Hand hielt.

„Mama, Mama", rief er, „worauf hat Opa gehämmert, um diesen Stoff zu machen?"

„Das war die innere Rinde von einem Feigenbaum", antwortete sie und schaute den Stoff an. Dann leuchteten ihre Augen plötzlich, als sie merkte, was Orbu entdeckt hatte.

„Ja, Mama, jetzt weiß ich es wieder! Es kam von den Bäumen dort am Zaun!"

Orbu lief zu den Bäumen hin und untersuchte den ersten. „Sieh nur, hier sind noch die Narben, wo Opa die Borke weggeschnitten hat!" rief er. „Mama, hilfst du mir, wenn ich die Rinde abschneide und Stoff daraus hämmere?"

Mama stand jetzt neben ihm und schaute den Baum an. „Ja, ich weiß noch, wie dein Großvater das gemacht hat. Zuerst müssen wir die Rinde rundherum einschneiden und die äußere Schicht abnehmen. Dann müssen wir die schwammige innere Schicht herausholen und daraufhämmern. Aber das Hämmern ist harte Arbeit!"

„Meine Arme sind sehr stark", sagte Orbu stolz. Dann lief er um die Hütte herum und kam mit einer Machete (langes, schweres Messer) zurück. „Mama", drängte er, „laß uns die alte Borke abkratzen, bevor die Sonne untergeht und der Saft aufsteigt."

Die Mutter nahm ein großes Fischmesser und fing an, mit Orbu in die Borke zu hacken. Sie arbeiteten, bis die Sterne am Himmel erschienen.

Am nächsten Morgen stand Orbu zeitig auf und schlug rund um den Baumstamm zwei tiefe Rinnen, eine in Kniehöhe und eine etwas höher, als sein Kopf war. Dann lockerten er und Mama mit ihren Messern die innere Schicht, bis sie sie herausnehmen und über den großen Baumstumpf neben der Tür legen konnten.

Mama sagte: „Während du hämmerst, muß ich den Baumstamm in frische Bananenblätter wickeln, um ihn vor der Sonne zu schützen. Heute abend hole ich Schlamm vom Fluß und streiche ihn über die Blätter. Dann bekommt der Baum neue Rinde und wächst weiter."

Orbu nahm den Esaaka und begann zu hämmern. Dabei dachte er sich ein kleines Lied aus, das zum Rhythmus des Hämmerns paßte:

Teakholzstumpf so stark
hält die Rinde fest.
Esaaka so hart
klopft die Rinde weich.

Fortsetzung auf Seite 7

Der Freundschaftsbund

Dorothy Leon



Ishmael, der Sohn Abu Ibadans, eines Kamelkaufmanns, und Benjamir, der Sohn Abraham Ben Zevs, eines Schafhirten, waren die besten Freunde. Jeden Tag, wenn sie ihre Arbeiten erledigt hatten, spielten sie miteinander und sprachen über das, wovon sie im geheimen träumten.

„Eines Tages werde ich in ferne Länder reisen“, sagte Ishmael. „Ich will Könige und Königinnen kennenlernen.“

„Ich nicht“, antwortete Benjamir. „Ich werde hier auf dem Land meiner Väter bleiben, das eines Tages das Land meiner Söhne sein wird.“

„Dann werde ich auch hierbleiben, denn haben wir uns nicht Freundschaft bis in den Tod gelobt? Und wie können wir diesen Schwur halten, wenn ich in einem fernen Land bin?“ fragte Ishmael.

„Laß uns noch einmal schwören“, antwortete Benjamir. „Damals wa-

ren wir Kinder von acht Jahren, aber jetzt sind wir vier Jahre klüger. Laß uns schwören, daß weder Zeit noch Entfernung unsere Freundschaft stören sollen. Sie soll bis zum Tode dauern."

„So soll es sein", stimmte Ishmael zu und drückte feierlich die Hand seines Freundes.

Obwohl diese Freundschaft oft auf die Probe gestellt wurde, ließ kein Junge den anderen im Stich.

Einmal hörte Ishmael zufällig, wie eine Gruppe von Räubern plante, Abraham Ben Zev einen Teil seines Landes wegzunehmen. Er warnte Benjamir so rechtzeitig, daß die Familie sich und ihr Eigentum verteidigen konnte.

Ein andermal gingen die beiden Jungen mit einem Kamel Ishmaels durch die Wüste. Plötzlich kam eine Schar Jungen angerannt und verhöhnte Ishmael und seine Familie. Benjamir wurde so zornig darüber, daß er mit seiner Schleuder Steine nach den Jungen schoß. Dann kämpften die beiden Jungen Seite an Seite gegen die Angreifer. Sie hatten starke Fäuste, und Ishmaels Kamel half auch mit, indem es drohend und mit geöffnetem Maul auf die Burschen losging.

Als die Bande nicht mehr zu sehen und zu hören war, wandte Ishmael sich seinem Freund zu und wollte aussprechen, was sein Herz erfüllte, aber es gelang ihm nicht. Statt dessen drückte er Benjamir die Hand und schaute ihm lächelnd und dankbar in die Augen.

Und so verging ein Jahr nach dem anderen. Die beiden Freunde arbeiteten miteinander, halfen einander und sprachen oft auf dem offenen Marktplatz miteinander, wobei sie ihre Schlingen bereit hielten. Manchmal suchten sie auch Sicherheit und Ruhe in den Höhlen, wo sie sich ungestört unterhalten konnten.

„Ich will so werden wie mein Vater", pflegte Ishmael zu sagen. „Ich werde Kamele züchten und verkaufen. Eines Tages werde ich heiraten und viele gute Söhne haben, die mir ähnlich sein werden. Und ich werde viele hübsche Töchter haben, die eine reiche Mitgift bekommen werden."

„Ich will auch so werden wie mein Vater", sagte Benjamir. „Ein Hirte, der viele schöne Schafe züchtet. Ich werde Land bebauen, und ich werde sogar Zehnten zahlen wie meine Brüder, denn das ist der Wille des Herrn. Er wird sich darüber freuen, und wenn ich heirate, wird er mich mit vielen Söhnen und Töchtern segnen."

Ishmael schaute aus der Höhle in das Sonnenlicht, das sich verdüsterte. Sein Gesicht war von tiefen Gedanken überschattet. „Kann es wohl sein, Benjamir, daß die Welt sich jemals ändert? Daß die Ehre unter allen Völkern hochgehalten wird? Kann es in der fernen Zukunft geschehen, daß unsere Söhne und Töchter heiraten und wir Großeltern werden?"

Als sie die Höhle endlich verließen, um nach Hause zu gehen, antwortete Benjamir: „Wer kann das sagen?" Er lächelte, aber seine Stimme

klang ernst. „Mein Vater sagt, daß geschrieben steht: ‚Wenn eines Menschen Wege dem Herrn wohlgefallen, so läßt er auch seine Feinde mit ihm Frieden machen‘ (Sprüche 16:7). Aber er sagt auch, daß es in der Welt schnell geht: es kommen Kriege, Länder werden verwüstet, Menschen verlieren ihr Leben, das Eigentum wird zerstört oder weggenommen. Vielleicht kann das, was wir uns wünschen, niemals geschehen. Haben wir nicht schon gesehen, wie Freunde einander in den Rücken fallen? Vielleicht ist die Ehre tot.“

„Sprich nicht so hart“, bat Ishmael erregt. „Zwischen uns wird die Ehre niemals tot sein. Wir müssen unseren Schwur wiederholen, daß bis zum Tode die Ehre bei uns sein soll.“

„So soll es sein, Ishmael“, und die jungen Männer drückten sich wieder die Hand, bevor sie sich trennten, um nach Hause zu gehen.

Und so war es während der Zeit, als die beiden Freunde zu Männern wurden. Mit jedem Jahr wurde ihre Freundschaft stärker, während sie Freud und Leid miteinander teilten. Wenn die Kamele oder die Schafe Junge bekamen, halfen die Freunde einander bei der Arbeit. Als die Zeit herankam, wo jeder heiratete, teilten sie ihre Freude und ihre Ängste miteinander. Wenn Wind und Wüstensand übers Land fegten und ihnen Schaden und Verluste brachten, teilten sie miteinander, was übriggeblieben war.

Der größte Kummer kam aber, als sie durch einen Krieg voneinander getrennt wurden. Benjamir und seine Familie wurden aus der Provinz fortgeschleppt, in der sie gelebt hatten. Ishmael und seine Familie blieben zurück.

Ishmael wurde als Soldat eingezogen und war bald Kommandeur eines Regiments.

Jeder Verkehr zwischen den beiden Ländern war streng verboten, aber Ishmael und Benjamir fanden Möglichkeiten, durch geheime Botschaften und heimliche Besuche in der Nacht miteinander in Verbindung zu bleiben.

Als Benjamir in einer finsteren Nacht kam, um Ishmael zu besuchen, wurde er gefangengenommen, ins Gefängnis geworfen und zum Tode verurteilt.

Ishmael war verzweifelt. Er ging zu seinem Oberbefehlshaber und bat ihn, das Leben seines Freundes zu schonen. Seine Bitte wurde abgelehnt.

Benjamir bat den Oberbefehlshaber ebenfalls und sagte: „Herr, geben Sie mir nur eine Woche Urlaub, um mich von meiner Familie zu verabschieden und meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Ich verspreche, daß ich dann zurückkommen und meine Strafe auf mich nehmen will.“

Der Oberbefehlshaber fragte verächtlich: „Hältst du mich für so dumm? Warum soll ich dir nicht jetzt und hier das Leben nehmen? Welche Garantie habe ich, daß du zurückkommst?“

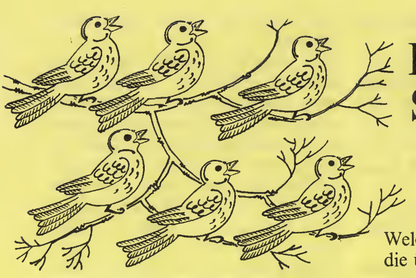
„Ich bin seine Garantie“, sagte Ishmael. „Nimm mein Leben für sei-

nes. Laß ihn nach Hause gehen und nicht wiederkommen."
„Du?" fragte der Oberbefehlshaber. „Du, der Kommandant von diesem Regiment und ein zuverlässiger Diener dieser Provinz? Du willst das Leben dieses Spions mit deinem Leben bezahlen? Das Leben eines Feindes?"
„Ich will mit meinem Leben für seins bezahlen", erwiderte Ishmael unerschrocken.
„Aber warum? Warum willst du das tun?" fragte der Oberbefehlshaber ungläubig.
„Das ist eine Sache der Freundschaft und der Ehre", antwortete Ishmael.
Der Oberbefehlshaber sah zuerst Benjamir an, dann Ishmael und dann wieder Benjamir. Er sagte wie zu sich selbst: „Hmmm, eine Sache der Freundschaft und Ehre, wie?"
Dann war er einige Zeit still. Schließlich wandte er sich wieder an Ishmael. „Ich nehme dein Leben nicht für seins an", sagte er. „Statt dessen werde ich ihn unter der Bedingung begnadigen, daß ihr mich als Dritten in diese Freundschaft der Ehre aufnehmt." ☐

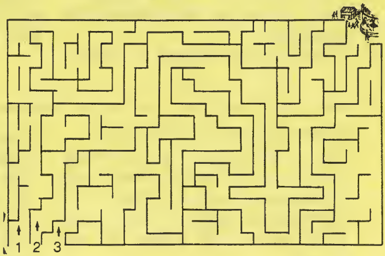
Ein Hemd für Orbu (Fortzetzung von Seite 3)

Da, wo der Hammer auf die Rinde traf, wurde sie immer dünner und dehnte sich. Nach einer Weile war sie doppelt so groß wie vorher, aber noch nicht groß genug für ein Hemd.
Orbu hielt inne, um sich Schulter und Arme zu reiben, weil sie schmerzten. „Ich habe das Gefühl, daß ich mit einem Elefantenfuß hämmere", murmelte er. Trotzdem hämmerte er weiter.
Gegen Abend sagte Mama: „Das genügt. Wickle die Rinde in frische Bananenblätter, dann bleibt sie weich und dehnbar. Morgen früh werden wir sie an beiden Seiten anfassen und tüchtig ziehen. Wenn du dann noch einmal darauf hämmerst, ist sie fünfmal so groß wie heute morgen, als du angefangen hast."
„Groß genug für ein Hemd?"
„Ja, groß genug für ein Hemd, ein Hemd aus dem Stoff, das unsere Könige früher getragen haben", sagte Mama stolz.
„Mama, du machst Witze!"
„Es ist wahr. Vor ganz langer Zeit durften nur die Könige Rindenstoff tragen."
Orbu wickelte seinen Stoff vorsichtig in die Blätter. „Es fühlt sich schon wie Stoff an", sagte er. „Aber es ist so hell!"
„Wenn wir das fertige Hemd in die Sonne hängen, wird es so braun wie Kakao", erklärte ihm die Mutter.
Orbu legte seinen Schatz neben seine Matte, wo er während der Nacht sicher sein würde. „Wenn du ein Hemd bist", sagte er zu ihm, „nehme ich rote Farbe und male einen Gepard auf deinen Rücken." Er lächelte, als er daran dachte, daß er zur Schule gehen würde. „Und ich werde beim Lernen genauso schnell sein", versprach er. ☐

Das macht Spaß

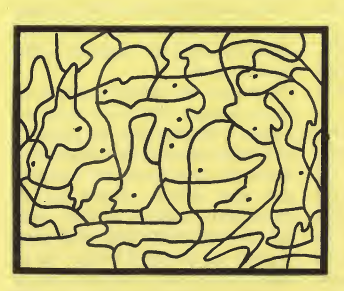


Welcher Vogel sieht anders aus als die übrigen?



Irrgarten

Welche Zahl (1, 2 oder 3) führt zum Jahrmarkt?



Male alle Felder mit einem Punkt darin bunt an, dann findest du ein Tier, das gern im Wasser ist.



Es ist nichts Ungewöhnliches, daß man den Führer einer Gemeinde bei Klempnerarbeiten in einem Erdschacht antrifft oder auf einer Farm bei seinen Kühen und Schweinen oder am Kassenschalter einer Bank oder als Verwaltungsbeamten am Schreibtisch. Vielleicht ist er auch Hausmeister, oder er ist Rektor an einer Schule. Oder er arbeitet bei der Müllabfuhr, ist Briefträger, oder Polizist, Anstreicher, Lehrer, Großkaufmann oder ein Kapitalist im Ruhestand.

Wir sind anders als die andern. Petrus hat gesagt: ‚Ihr ... seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums' (1. Petrus 2:9). Ein Bischof hat also vielleicht kaum eine Berufsausbildung genossen, kann aber genauso gut ein Spezialist mit einer gründlichen akademischen Ausbildung sein. Ob nun das eine oder das andere zutrifft — sein Erfolg hängt in jedem Fall davon ab, wie sehr er sich auf Gottes Führung verläßt, wie demütig und eifrig er ist, wieviel Liebe er aufbringt und in welchem Maße er sich dem Herrn weiht. Bei den zahllosen Gelegenheiten, wo ich mit einem Bischof über ein schwerwiegendes Problem eines Mitglieds seiner Gemeinde spreche, bin ich immer wieder erstaunt, mit welchem Scharfsinn und welcher Weisheit, mit wieviel Inspiration und Urteilskraft einige dieser jungen Bischöfe an verworrene Probleme ihrer Mitglieder herangehen.

Es wäre unrealistisch und würde nicht der Wahrheit entsprechen, wollte man behaupten, daß alle diese jungen Männer als Menschen oder als Bischöfe vollkommen seien. Es sind Menschen wie alle anderen, die Stimmungen und Schwächen unterworfen sind. Sie sind nicht alle so angenehm in ihrem Wesen wie Präsident David O. McKay. Es sind auch nicht alle so gütig wie Präsident George Albert Smith, aber da ich während einer Zeitspanne von mehr als einem halben Jahrhundert Tausende von ihnen persönlich kennengelernt habe, kann ich abermals betonen, wie erstaunt ich über die Kraft und Würde, die Güte und die Fähigkeiten der meisten dieser jungen Männer bin. Gelegentlich muß man zwar einen entlassen, weil er sich unziemlich verhalten hat oder nicht imstande war, die in ihm gesetzten Erwartungen zu erfüllen. Aber das kommt nur selten vor. Die überwiegende Mehrheit von ihnen beeindruckt durch ihre Leistungen. Betrachten wir sie alle, ausgestattet mit der Vollmacht ihres Amtes, so wird es schwierig sein, eine vergleichbare Gruppe in gleicher Anzahl zu finden, die uns so sehr beeindruckt.

Es heißt: ‚Eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr' (Jesaja 55:8). Ein Bischof braucht nicht auf allen Gebieten der Bildung geschult zu sein, denn er hat Zugang zur Quelle allen Wissens. Jeder kann Offenbarung empfangen — nicht nur der Prophet, sondern jeder, der würdig und rechtschaffen ist. Der Bischof hat einen Anspruch darauf, in seinem Verantwortungsbereich von Gott geführt zu werden, so wie jeder Mann für seine Familie und jeder Pfahlpräsident für seinen Pfahl Offenbarungen empfangen kann.

Auf diese unerschöpfliche Quelle des Wissens und der Weisheit kann der Bischof zurückgreifen, sofern er mit seinem Schöpfer im Einklang ist, während er versagen kann, falls er sich nur auf sich selbst und seine Schulung verläßt. Die Quelle seiner Inspiration ist der Arzt aller Ärzte, der Psychiater aller Psychiater und der Psychologe

aller Psychologen. Er kann kaum weit in die Irre gehen, wenn er demütig ist und seine Pflicht tut.
Von gewissen Mitgliedern wird die Kirche immer wieder gedrängt, Bischöfe auf diesen Fachgebieten auszubilden, damit sie die sozialen Probleme, mit denen sie durch ihre Tätigkeit in Berührung kommen, besser angehen können. Die Kirche gibt diesen Forderungen nicht nach, weil sie der Ansicht ist, daß ein Bischof, der mit dem Herrn im Einklang ist, von ihm Hilfe erhalten kann.
Kurzgefaßt sieht unser Programm so aus:
Die Diagnose lautet: Sünden, die im Geist oder mit dem Körper begangen werden.
Die Therapie heißt: Selbstbeherrschung.
Das Mittel, wodurch die Heilung erreicht wird, ist die Kirche.
Die Arznei ist das Evangelium.
Die Behandlung erfolgt dadurch, daß der Patient dazu angehalten wird, etwas Sinnvolles und Schönes zu tun, so daß ihm die vielen guten Werke keine Zeit für schlechte Gedanken lassen."
Diese Worte Präsident Kimballs habe ich mir zur Richtschnur gemacht. Sie räumen dem Bischof die Stellung ein, die ihm nach dem Willen des Herrn gebührt, nämlich die des Hohenpriesters, der über die Mitglieder seiner Gemeinde präsidiert.

Was ist nun mit dem ausgebildeten Spezialarbeiter, dem Psychologen, Psychiater oder dem sonstigen Berater?
In der gleichen Rede hat Präsident Kimball gesagt: „In manchen Situationen hält die Kirche es für angebracht, den ausgebildeten Psychotherapeuten beizuziehen." Auch dieser Spezialist hat seinen Platz. Die Kirche hat dafür sogar eine Organisation geschaffen. Sie nennt sich Soziale Hilfe. Daneben gibt es noch andere treue Mitglieder der Kirche, die im öffentlichen Dienst oder privat praktizieren und deren fachlichen Rat der Bischof einholen kann, wenn er es für notwendig hält.
Entscheidend ist, daß man erkennt, was im jeweiligen Fall geboten ist. Aus Erfahrung vertrete ich entschieden die Ansicht, daß eine echte und dauerhafte Problemlösung nur unter der Bedingung möglich ist, daß der Betreffende dem Evangelium Jesu Christi gemäß lebt. Ebenso zeigt die Erfahrung: Oft bedarf es der Hilfe eines geeigneten Fachmannes, damit jemand wieder hinreichend gefestigt werden kann, um vollen Nutzen aus dem Programm und den errettenden Grundsätzen der Kirche und des Evangeliums Jesu Christi zu ziehen. Solche Hilfe ist in den Fällen angezeigt, wo der Betreffende seelisch in besonders hohem Maße verwirrt ist oder von seinen Eltern oder seinem

Ehepartner sehr schlecht behandelt wird. Sünde und Geisteskrankheiten können diese Hilfe ebenfalls notwendig machen. Mit anderen Worten: Mitunter müssen der Bischof und der Fachmann zusammenwirken, wobei der Bischof aber die Richtung bestimmen soll.

Somit bin ich der Ansicht, daß der Fachmann wertvolle Hilfe leisten kann, wenn er sich dem Bischof unterordnet und mit ihm zusammenarbeitet. Andererseits muß ich an dieser Stelle zwei ernste Bedenken anmelden: Erstens: Zu viele demütige Bischöfe überlassen ihre Aufgabe einem Fachmann. Wenn ein Bischof seine Beratungsfunktion aber an irgendwelche Fachleute abtritt — einerlei, ob dies innerhalb der Sozialen Hilfe der Kirche oder durch andere Einrichtungen geschieht —, läßt er von einer Aufgabe, die ihm Gott selbst übertragen hat.

Die zweite Sorge betrifft die Fachleute selbst. Viele von ihnen — darunter gar solche, die in der Kirche aktiv sind — meinen, sie seien klüger als der Bischof. Manche von ihnen glauben auch nicht vorbehaltlos an unsere Lehren und unsere Ordnung. Solche Berater darf man auf keinen Fall beiziehen, denn sie sind nicht vertrauenswürdig. Das Vertrauen des Bischofs verdient nur ein Fachmann, der die Vorrangstellung des Priestertums anerkennt und achtet.

Es gibt in der Kirche einige großartige Sozialarbeiter, Psychologen und Psychiater. Sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie über ein überragendes fachliches Können verfügen, der Kirche treu ergeben sind und angesichts der überwältigenden Anforderungen, die die Probleme des psychischen Gleichgewichts heute an uns stellen, wahre Demut an den Tag legen. Nur solche Mitarbeiter sind dafür geeignet, vom Bischof hinzugezogen zu werden.

Hier noch ein abschließender Gedanke: Jeder fähige Berater weiß, daß sich ein Mensch nur ändert, wenn er von seiner Entscheidungsfreiheit Gebrauch macht. Ob wir uns vom Bischof oder von einem Fachmann beraten lassen — die Verantwortung dafür, daß wir uns ändern müssen, können wir nicht an andere abtreten. Wir dürfen von niemandem erwarten, daß er unsere Probleme für uns löst. Es ist durchaus angebracht, uns Rat und Hilfe zu holen und uns von der Klugheit anderer lenken zu lassen; dennoch bleibt in uns die Fähigkeit bestehen, unser Verhalten und damit auch die Richtung zu ändern, die wir im Leben einschlagen. Deshalb hängt ein glückliches und erfolgreiches Leben so entscheidend davon ab, daß wir eine persönliche Beziehung zum Herrn haben.

□



Wie gut können Sie fliegen, wenn alles schiefgeht?

Robert E. Wells
Vom Ersten Kollegium
der Siebzig

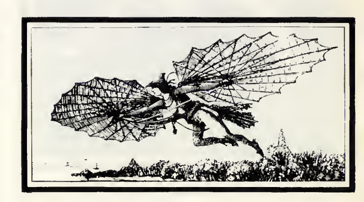
Ich habe in den letzten dreißig Jahren in den Vereinigten Staaten und in Lateinamerika viele verschiedene Flugzeuge geflogen. Vor gar nicht langer Zeit, ich war gerade nach mehrjähriger Abwesenheit in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt, bot mir ein sehr guter Freund an, ich könne seine neue, zweimotorige Cessna fliegen. Es war gerade eins von den Flugzeugen, die ich am liebsten flog. Es hatte nicht nur die besonders starken Motoren, die es in eine große Höhe brachten, sondern die Funkgeräte, die elektronischen Navigationsinstrumente, die Entfernungsmesser, die Instrumente, die es für das Fliegen in jedem Wetter fit machten, Sauerstoff usw., genau wie ein Linienflugzeug. Ich konnte mir kein Flugzeug vorstellen, das ich lieber geflogen hätte, aber bei soviel Instrumenten (es war ein sehr teurer, hochentwickelter Vogel) nahm ich die Chance, wenn auch widerstrebend, nicht wahr und sagte zu ihm: „Irgendwann fliegen wir mal zusammen nach Mexiko."
Ein paar Monate gingen vorbei, und je-

desmal wenn ich meinen Freund sah, bot er mir das Flugzeug wieder an. Ich hatte aber immer das Gefühl, ich könne das Angebot nicht annehmen, obwohl es aufrichtig gemeint war. Dann kam er eines Tages zu mir ins Büro und brachte mir die Schlüssel und das Pilotenbuch, um mir zu zeigen, daß er sich wirklich sehr freuen würde, wenn ich sein schönes Flugzeug einmal fliegen würde. Als ich die Schlüssel in der Hand hielt, hatte ich auf einmal ein unwiderstehliches Verlangen danach, nach Mexiko zu fliegen, wo mein Lieblingsplatz für Tiefseefischen lag. Leider konnte Jack gerade an meinen freien Tagen nicht mitkommen, aber er versicherte mir, ich könne auch allein fliegen. Wir sahen nach, ob seine Versicherung mich deckte, und stellten fest, daß ich vorher mit einem Sicherheitsinspektor einen Probeflug machen mußte, weil ich den Flugzeugtyp lange nicht mehr geflogen hatte.

Wir machten einen Termin aus, und ich traf mich zur festgesetzten Stunde mit dem Inspektor. Ich hatte meine Pilotenscheine aus den USA, aus Argentinien, Paraguay und Ekuador mitgebracht und dazu die Logbücher, aus denen hervorging, daß ich die Cessna 310 im Dschungel, im Gebirge, in der Wüste, im Ausland usw. geflogen hatte. Er lächelte leise, ließ sich aber nicht beeindrucken und sagte: „Ich habe von Ihnen gehört und weiß, daß Sie schon viel geflogen sind, doch ich muß annehmen, daß auf den Flügen alles glatt gelaufen ist. Jetzt wollen wir den Vogel in die Luft schießen und sehen, ob Sie auch fliegen können, wenn alles schiefgeht!"

Und in der nun folgenden Stunde ließ er alles schiefgehen! Er simulierte jeden Notfall, den man sich nur denken kann. Er schaltete aus, was hätte eingeschaltet sein sollen. Er schaltete ein, was hätte ausgeschaltet sein sollen. Er versuchte, mich zu verwirren und in Panik zu bringen. Er wollte wirklich wissen, wie gut ich flog, wenn alles schiefging! Schließlich kletterte er aus dem Flugzeug, unterschrieb in meinem Logbuch und verkündete: „Sie sind in Ordnung. Ich ließe meine Frau und meine Kinder mit Ihnen fliegen." Das hielt ich für ein echtes Kompliment.

Unser Leben dient unter anderem dem Zweck, uns zu testen, zu prüfen, damit



wir zeigen, wie gut wir dem Herrn dienen. Der Prophet Joseph Smith hat gesagt, wir würden geprüft, damit sich zeigt, ob wir unter allen Umständen dienen und treu bleiben. Bevor wir hierhergekommen sind, wußten wir, daß alle möglichen Prüfungen auf uns zukommen würden: Unfälle, Krankheit, Leid, Versuchungen und Irrwege — um uns zu testen; Enttäuschungen, Fehlschläge, Unglück und alle möglichen schweren Situationen, damit wir zeigen können, ob wir Charakter haben.

Manchmal haben wir jahrelang keine ernsteren Probleme, und dann kommen sie alle auf einmal, und die Last scheint unsere Kräfte zu übersteigen. Doch in alledem können wir auf zweierlei vertrauen: (1) Bevor wir kamen, wußten wir, daß es so sein würde, aber wir haben uns dafür entschieden, weil wir für



treues Durchhalten bis zum Ende mit ewiger Erhöhung belohnt werden. (2) Wir werden niemals über unsere Widerstandskraft hinaus versucht.

Wir stellen uns nicht nur auf Prüfungen ein wie Notfälle, Unfall, Krankheit, Enttäuschung, Fehlschläge und Versuchungen, sondern auch auf manches, was wir normalerweise gar nicht als Prüfung sehen würden. Dazu gehört beispielsweise der Wohlstand. Er macht es uns manchmal schwer, spirituell gesinnt zu bleiben. Der Luxus eines Motorboots läßt uns den Sabbat mißachten. Wenn wir ein Wochenendhaus am Meer besitzen, zögern wir vielleicht, wenn es darum geht, eine Berufung anzunehmen oder unsere Heimatgemeinde zu unterstützen. Wohlstand ist eine Prüfung. Schaffen wir es, reich zu sein und trotzdem spirituell gesinnt zu bleiben?

Nutzen wir unsere Talente weise? Bleiben wir spirituell gesinnt, wenn uns unsere Begabung zu einer Karriere hinführt, zu der gehört, daß wir in der Öffentlichkeit auftreten, in Nachtclubs, am Theater, auf der Konzertbühne, wo es schwer ist, ein Leben zu führen, wie es für einen Heiligen der Letzten Tage üblich ist? Trotzdem sollen wir unsere Talente entfalten. Die Frage ist nur: „Sind wir stark genug, um in der Welt der Künstler zu leben, ohne uns von ihr verderben zu lassen?"

Manchmal gelingt es dem Satan, durch die Meinungsverschiedenheiten, die kulturellen Unterschiede und unterschiedlichen Prioritäten in der Beziehung zwischen Mann und Frau die Frage aufkommen zu lassen: „Bist du glücklich? Wärst du nicht mit jemand anders glücklicher? Ist das Glück nicht das Wichtigste im Leben?" Diese Fragen kommen vom Satan, dem Vater aller Lügen. Wir müssen uns vornehmen, vor allem diese Prüfung zu bestehen und unserem ewigen Gefährten treu zu bleiben, selbst wenn unser „Glück" vorübergehend unterbrochen scheint.

Viele normale Eltern mit normalen Kindern versagen in den spirituellen Prüfungen, wenn es darum geht, unter allen Umständen treu zu bleiben, weil sie das ewige Ziel aus den Augen verlieren, das die gemeinsame Erhöhung enthält. Sie lassen zu, daß einerseits das normale Streben des Jugendlichen nach Unabhängigkeit und andererseits daß große elterliche Strenge dazu führen, daß Kind oder Eltern oder beide die Prüfung nicht bestehen.

Die Frage heißt noch immer: Wie gut können Sie fliegen, wenn alles schiefgeht? Wie gut können Sie leben, wenn Ihnen jede Prüfung, jeder Beweis Ihrer Glaubenstreue abverlangt wird? □

Atlantiküberquerung auf der Olympus

William Hartley

Während die Mitglieder sich hastig auf das herrliche Segelschiff drängten, das den Namen Olympus trug, prophezeite ein Apostel, ihre Reise würde schrecklich, aber erfolgreich verlaufen.

John Taylor, der über die französische Mission präsidierte, hielt sich Anfang März 1851 in kirchlichen Angelegenheiten in England auf. Er nahm sich die Zeit, von Freunden — Neugetauften und Missionaren — Abschied zu nehmen, die von Liverpool aus auf der Olympus nach Amerika segeln wollten. Einer seiner Freunde war William Howell, der ein Jahr zuvor die französische Mission eröffnet hatte und zum präsidierenden Ältesten über die 245 Mitglieder ernannt worden war, die nach Amerika wollten. Bruder Taylor wünschte allen eine gute Reise. Dann prophezeite er, daß die Olympus von Stürmen heimgesucht werden würde und daß die Mitglieder unter bösen Geistern und Krankheit leiden würden, aber „Gott würde sie in aller Gefahr bewahren und zu einem sicheren Hafen geleiten".

Bis New Orleans brauchte ein Schiff normalerweise rund fünf Wochen, wenn das Meer mitmachte. Wenn alles gutging, würden diese Mitglieder, die am 4. März abfuhren, bis Mitte April in Amerika ankommen, so daß sie den Mississippi hochfahren konnten, ehe das Gebiet, durch das sie fahren mußten, von der tödlichen Choleraepidemie befallen wurde, die dort in den Frühlings- und Sommermonaten wütete. Dies war die fünfte Auswanderergruppe der Mormonen, die 1850/51 fuhr, und die nächste war erst für den darauf folgenden Januar geplant. Kapitän Wilson, ein erfahrener Seemann, befehligte die Olympus, ihre Mannschaft, die Mitglieder der Kirche und die annähernd 60 Passagiere, die keine Mitglieder waren.

Die Schwierigkeiten, die Bruder Taylor vorhergesagt hatte, begannen bereits in einer der ersten Nächte auf See. Unter Deck lagen fast 400 Seelen in tiefem Schlaf. Ihre Kojen drängten sich in dem Raum, der 27 Meter lang und 7 Meter breit war, eng aneinander. „Mitten in der Nacht" sprang ein dreizehnjähriger Junge mit einem Satz aus seiner Koje und schrie aus Leibeskräften immer wieder den Namen eines Mitreisenden. Die Eltern des Jungen und sein Bruder und seine Schwester konnten ihn nicht beruhigen. „Es war schnell klar", berichtet ihr Reisegefährte Wilson Nowers, „daß er von einem bösen Geist besessen war." Durch einen Priestertumssegen wurde der böse Geist ausgetrieben.

Ein weiterer Teil der Prophezeiung von John Taylor fand schnelle Erfüllung. Kaum hatte die Olympus die schreckliche Irische See erreicht, da peitschten bereits Tag und Nacht riesige Wellen gegen die hölzernen Wände des Schiffs. Drei Wochen lang waren die Passagiere,



die dabei hin und her geworfen wurden, seekrank und „litten sehr unter dieser Last". Schließlich brachte ein ruhiger Tag Erleichterung, und die Passagiere hatten das Gefühl, sie hätten das Schlimmste überstanden. Doch Kapitän Wilsons geübter Blick sah am Horizont eine Wolke, die unaufhaltsam auf das Schiff zueilte. Zuerst war sie nicht größer als ein Männerhut, dann wuchs sie bedrohlich an.

In höchster Eile rief der Kapitän beide Schichten seiner Mannschaft an Deck und ließ alle Segel einholen. Bruder Nowers und Edmund Fuller, ein zwanzigjähriger Zimmermann aus Dover, durften an Deck bleiben und den Seeleuten helfen (im weiteren Verlauf der Reise verliebte sich Edmund Fuller in eine Mormonin namens Adelaide Jelley, schloß sich der Kirche an und heiratete Adelaide in St. Louis).

Die Segel waren gestrichen, die Passagiere unter Deck geeilt, da schlug der neue Sturm auch schon mit voller Wucht zu. Die Olympus wankte hin und her „wie ein Betrunkener". Die Sturmbö warf den Fockmast über Bord. Der Mast riß beinah ein paar Männer mit, denn er mußte mit Äxten aus seiner Verankerung gelöst werden. Wind und Wellen beschädigten auch den Hauptmast. Die Olympus lag auf der Seite und war manövrierunfähig. Das Schiff kämpfte sich inmitten der tobenden Winde durch die dunkle Nacht. Die Wände bekamen Risse, und Wasser drang ein.

Zwei Stunden nach Ausbruch des Sturms, gegen acht Uhr abends, stand das Wasser über einen Meter hoch im Rumpf des Schiffs, und die Pumpen wurden eingesetzt. An Deck mußten sich Bruder Nowers und Edmund Fuller an den Pumpen festbinden, weil das knietiefe Wasser sie sonst über Bord gespült hätte. Stunde um Stunde wütete der Sturm. Immer mehr Wasser drang in die Olympus ein.

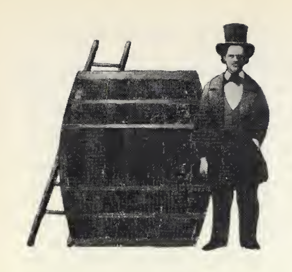
Um Mitternacht waren der Kapitän, die Mannschaft und die Männer an Deck verzweifelt, denn der Sturm schien nicht nachlassen zu wollen. Bruder Nowers hörte, wie der Kapitän seinem zweiten Maat sagte, er solle unter Deck gehen und dem Mormonenpräsidenten Howell ausrichten, „wenn der Gott der Mormonen irgend etwas tun könne, um das Schiff und die Menschen zu retten, sollten sie ihn am besten sofort darum bitten". Der Kapitän gab zu, daß die Olympus trotz der Anstrengungen der Mannschaft mit einer Geschwindigkeit von 30 Zentimetern in der Stunde sank und daß sie bei Tagesanbruch den Meeresboden erreicht haben würde, wenn der Sturm nicht aufhörte.

Der zweite Maat bat Bruder Nowers, ihn nach unten zu begleiten, um den Mormonen die Nachricht zu überbringen. Sobald die Wellen, die das Deck überspülten, es zuließen, öffneten die beiden die Luke und eilten unter Deck. Sie fanden Bruder Howell im Bett und richteten ihm aus, was der Kapitän gesagt hatte.

„In Ordnung", sagte Bruder Howell ruhig. „Sie können Kapitän Wilson bestellen, daß wir nicht auf den Meeresboden landen werden, denn wir haben uns in Liverpool eingeschifft, um nach New Orleans zu fahren, und werden sicher dort ankommen. Unser Gott wird uns beschützen." Hamilton kehrte an Deck zurück und überbrachte dem Kapitän die Antwort.

Bruder Nowers, der tropfnaß in der Kajüte stand, entging das totale Chaos nicht. Überall rollten die Koffer und Kisten über den Boden, wenn das Schiff schwankte und bebte. Manche Passagiere weinten. Andere beteten. Wieder andere warteten still.

Präsident Howell stand schnell auf, zog



sich an und rief ein Dutzend Brüder, darunter Wilson Nowers, der noch nicht lange Mitglied war, zusammen. Sie knieten im Kreis nieder, und der Reihe nach betete jeder laut darum, der Herr möge das Schiff verschonen. Bruder Howell betete als letzter.

„Während er noch betete", sagte Bruder Nowers, „bemerkte ich, daß sich am Schwanken des Schiffs etwas Wesentliches änderte." Statt gewaltig hin und her zu schwanken, schien die Olympus zu zittern „wie jemand, der stark erkältet war". Er konnte nicht glauben, daß das Schiff sank. Aber er konnte auch nicht glauben, daß der Sturm so plötzlich aufgehört hatte.

Nach dem letzten tiefempfundenen Amen schickte Bruder Howell die Männer wieder ins Bett. Bruder Nowers kehrte jedoch zur Pumpe an Deck zurück. Dort stellte er zu seinem größten Erstaunen fest, daß „der Sturm auf wunderbare Weise nachgelassen hatte; der Wind hatte sich gelegt, und in der direkten Umgebung des Schiffs waren die Wellen still, während der Sturm in der Ferne noch weiterwütete". Durch diese plötzliche Änderung hatte die Olympus angefangen zu zittern.

Bis Tagesanbruch wurde weitergepumpt. Als der Sonntagmorgen hell und klar anbrach, gab Kapitän Wilson zu, daß er getan hatte, was er konnte, ehe er die Mormonen um Hilfe gebeten hatte, und daß nur die Hand Gottes das sinkende Schiff gerettet hatte.

Während die Seeleute an Stelle des zerstörten Fockmasts einen behelfsmäßigen Mast errichteten, strömten die Passagiere an Deck. Mitglieder und Nichtmitglieder vereinten sich zum Dankgebet. Die Reisenden legten saubere Kleider an, und zum erstenmal seit Anbruch der Fahrt Liverpool tauchten glatt rasierte Gesichter an Deck auf. Eine Abordnung der Mitglieder erhielt von Kapitän Wilson die Genehmigung, die sonntäglichen Gottesdienste abzuhalten.

An diesem Tag, dem 23. März, fand nach den Predigten und Liedern ein Taufgottesdienst statt. In den ersten drei Wochen der Fahrt hatten sich einige Mitreisende bekehrt und wollten sich taufen lassen. Der Kapitän gestattete, daß ein großes Wasserfaß an Deck gebracht wurde. Innen und außen wurden Leitern angelegt, und das Faß wurde bis in Hüfthöhe mit Meereswasser gefüllt. Einundzwanzig Menschen, Männer und Frauen, wurden getauft. Am nächsten Tag wurden sie konfirmiert, es wurde das Abendmahl gehalten, und man salbte die Kranken.

Im Verlauf der Reise übten die Mitglieder durch ihr beispielhaftes Verhalten einen positiven Einfluß auf die anderen aus. Die anderen kamen zu den Gebetsversammlungen um 10 Uhr morgens und 9 Uhr abends und zu den regelmäßig stattfindenden Predigtgottesdiensten, auf denen fünf bis sechs Brüder kurz sprachen. Sie waren Zeugen vieler Gaben des Geistes — erlebten Prophezeiung, Sprechen in fremden Sprachen und Krankenheilungen. Sie kamen mit ihren Kindern in die Tagesschule der

Mormonen und hörten abends die Vorträge der Ältesten zu verschiedenen weltlichen Themen.
Durch diesen Kontakt mit Mitgliedern erfolgten weitere Bekehrungen.
Beim zweiten Taufgottesdienst wurden 20 Männer im Ozean selbst getauft. Die größte Falltür des Schiffes wurde an Seilen ins Wasser hinuntergelassen und bildete so eine schwimmende Plattform. Bruder Smith und weitere Brüder setzten sich darauf und ließen die Beine ins Wasser hängen. Sie waren alle durch ein Seil abgesichert. Der Täufling setzte sich links neben den Ältesten, der ihn taufte. Der Älteste griff mit der rechten Hand den Gürtel des Täuflings und mit der linken dessen Halskragen. Der Täufling hielt sich am Handgelenk des Täufers fest. Dann wurde der Täufling „in das Salzwasser getaucht und wieder hervorgebracht".

Als die Passagiere der Olympus Ende April in New Orleans von Bord gingen und auf den Dampfer Atlantic nach St. Louis umstiegen, hatten sich 50 von den anderen bekehrt und sich taufen lassen. In St. Louis trennte man sich voneinander. Manche suchten dort Arbeit. Andere machten auf dem Dampfer Statesman die dreizehntägige Reise nach Kanesville in Iowa, wo 150 Planwagen für den Treck nach dem Westen bereitgemacht wurden. Die Passagiere der Olympus erlebten einen weiteren großen Missionarserfolg, als die Köche und einfachen Matrosen der Statesman, die von den Heiligen der Letzten Tage ungeheuer beeindruckt waren, geschlossen das Schiff verließen, nachdem es in Kanesville angekommen war, um mit den Mitgliedern die Prärien zu überqueren und bei den Heiligen der Letzten Tage in Utah zu leben. □

Die Gabe des Heiligen Geistes - Fortsetzung von Seite 19

uns befiehlt, etwas nicht zu tun, oder wenn es uns eindringlich ermahnt, umzukehren, nachdem wir in Schwierigkeiten geraten sind, ist es der Geist, der uns beeinflußt. Dies kann uns zur Errettung werden.

Vergessen wir nicht, daß die Herrlichkeit Gottes Intelligenz ist und daß auch die Herrlichkeit des Menschen Intelligenz ist.

Wenn der Geist Gottes auf uns einwirkt, können wir Hilfe von der göttlichen Intelligenz erhalten, die unsere eigene Intelligenz (unseren Geist) erleuchtet und ihr den rechten Weg weist.

Der Herr hat uns gelehrt, daß der Heilige Geist der Geist der Wahrheit ist: „[Er] wird euch in alle Wahrheit leiten . . . , und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen" (Johannes 16:7-16).

Im Laufe unseres Lebens haben wir viele Lehrer, aber der Heilige Geist kann unser wichtigster und unser bester Lehrer werden. Er ist eine Person der Gottheit. Wenn wir tun, was recht ist, kann er uns jederzeit und überall zu Hilfe kommen und seinen Einfluß auf uns ausüben.

Zu viele von uns nehmen die Konfirmation in der Kirche als etwas Selbstverständliches hin und denken wenig darüber nach. Dabei ist sie das Mittel, wodurch wir die Gabe des Heiligen Geistes erlangen, die uns ständig vor Bösem beschützen und uns auf unserem ganzen Lebensweg mit hellem Schein leuchten kann. □

Der Auszug in den Westen

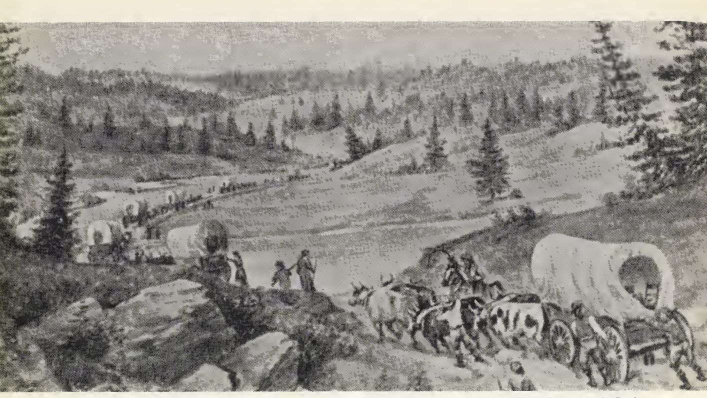
(1844-1847)

Glen M. Leonard

Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wanderten zehntausende Mitglieder der Kirche von Nauvoo (Illinois) zum Tal des Großen Salzsees. Dies ist eines der herausragenden Ereignisse in der Geschichte der Mormonen. Als Salt Lake City 1847 der neue Sitz der Kirche wurde, schlossen sich auch Mitglieder aus anderen Teilen der Vereinigten Staaten dem Treck nach Westen an, dazu Tausende von Bekehrten aus Europa, die mit den Mitgliedern in dem neuen Zion im amerikanischen Westen vereint sein wollten.

1847 legten die Pioniere eine Marschroute fest, die durch die unbewohnte Prärie nach dem Zufluchtsort in den Rocky Mountains führte. Auf diesem berühmten Mormonenpfad marschierten in den folgenden Jahren schätzungsweise 80000 Heilige der Letzten Tage, teils in Wagenzügen, teils in Abteilungen, wo jeder seinen Handkarren zog. 1869 wurde die Reise dadurch erleichtert, daß die erste transkontinentale Eisenbahn der Vereinigten Staaten fertiggestellt wurde. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts rieten die Führer der Kirche den Mitgliedern davon ab, nach Utah auszuwandern. Von nun an legten sie Wert darauf, daß die Kirche in vielen Ländern aufgebaut wurde. Sie erklärten, daß in der ganzen Welt Gemeinden und Pfähle gegründet werden und als Sammlungsorte dienen sollten.

Schon 1842 sah Joseph Smith den Auszug der Mitglieder nach den Rocky Mountains voraus. Zunächst beabsichtigte er, in dem großen Tal der Rocky Mountains einen Pfahl zu gründen und vielleicht noch weitere Pfahlgründungen in Oregon und Texas folgen zu lassen, ohne Nauvoo aufzugeben. Diesen Plan mußte er jedoch neu überdenken, als sein Leben bedroht wurde und man die Mitglieder ständig belästigte. Als der Prophet 1844 im Gefängnis von Carthage umgebracht wurde, glaubten viele seiner Feinde, die Kirche werde sich jetzt auflösen und ihre Mitglieder würden sich in alle Winde zerstreuen. Dabei verkannten sie die Tatsache, daß sich die



Illustrationen: Maurice Scanlon.

Mitglieder durch ihr eigenes starkes Zeugnis einer Sache verpflichtet fühlten, die von größerer Bedeutung war, als jeder Mensch es sein konnte. Die Feinde der Kirche hatten auch nicht mit dem Führungsgeschick Brigham Youngs gerechnet, des Präsidenten der Zwölf, der fest entschlossen war, alles auszuführen, was Joseph Smith bestimmt hatte.

Sidney Rigdon stellte als erster Brigham Youngs Nachfolge im Amt des Präsidenten in Frage. Er war seit 1833 Erster Ratgeber von Joseph Smith gewesen und hatte mit dem Propheten an vielen bedeutsamen spirituellen Erlebnissen teilgehabt. Im Oktober 1843 weigerte sich Joseph Smith jedoch, seinen Ratgeber, Sidney Rigdon, weiter zu unterstützen, weil dieser arbeitsscheu war und der Verdacht bestand, daß er gegen die gemeinsame Sache war. Als aber andere Rigdon unterstützten, wurde er — obwohl der Prophet ihm mißtraute und sich gegen ihn aussprach — auf der Generalkonferenz weiter in seinem Amt bestätigt. Nach Joseph Smith' Märtyrertod — die Apostel versammelten sich gerade in Nauvoo, um die Führung der Kirche zu übernehmen — warb Sidney Rigdon um Unterstützung für seinen Anspruch auf das Amt des Präsidenten der Kirche.

Am 7. August 1844 unterbreitete der abtrünnige Ratgeber den Zwölfen und den anwesenden Priestertumsführern seinen Vorschlag. Am folgenden Tag versammelten sich die Mitglieder in großer Zahl im Freien, um die Erörterung dieser Frage mitzuerleben. Bruder Rigdon trug seine Ansicht vor. Seiner Meinung nach mußte abgewartet werden, daß Gott einen neuen Propheten berufe. Solange müsse er als Ratgeber Joseph Smith' als „Kurator" für die Kirche fungieren. Demgegenüber erinnerte Brigham Young die Versammelten daran, wie die Kirche regiert werden soll. Nur die Zwölf, erklärte er, hätten die Vollmacht, einen neuen Präsidenten zu ordinieren. Seit mehreren Jahren hatten die Apostel in einer erweiterten Funktion gewirkt und Pflichten wahrgenommen,

die die ganze Kirche betrafen. Damit hatten sie im Sinne einer Offenbarung über das Priestertum gehandelt, die Joseph Smith 1835 erhalten hatte und worin es hieß, daß die Vollmacht der Zwölf derjenigen der Ersten Präsidentschaft gleich sei (LuB 107:23, 24).

Die Sonderkonferenz zog sich über den ganzen Tag hin. Nachdem Präsident Young und andere Redner abschließend gesprochen hatten, bestätigten die Versammelten die Zwölf darin, daß sie als Erste Präsidentschaft der Kirche amtieren sollten. Drei Jahre darauf, im Dezember 1847, bildeten die Zwölf das präsidierende Kollegium neu. Brigham Young wurde Präsident der Kirche. Zu seinen Ratgebern wählte er Heber C. Kimball und Willard Richards. Nach Brigham Youngs Tod (1877) fungierten die Zwölf wiederum drei Jahre lang als Erste Präsidentschaft und zehn Jahre später, nach John Taylors Tod, abermals für fast zwei Jahre. Präsident Wilford Woodruff hingegen wies die Zwölf während seiner Amtszeit an, nach seinem Ableben die Erste Präsidentschaft umgehend neu zu organisieren, und diese Gepflogenheit hat man bis heute beibehalten.

Zunächst sah es aus, als sei Sidney Rigdon bereit, sich der Entscheidung zu beugen, die auf der Konferenz im August 1844 gefällt wurde. In Wirklichkeit aber fing er wieder an zu behaupten, er habe mehr Vollmacht als die Zwölf. Schließlich verließ er Nauvoo, um in Pennsylvania eine eigene Kirche zu gründen. Zusammen mit einigen anderen abtrünnigen Mitgliedern wurde er aus der Kirche ausgeschlossen.

James J. Strang gehörte gleichfalls zu denen, die in jener frühen Zeit ihren Anspruch auf das Amt des Präsidenten der Kirche anmeldeten. Obwohl er erst vier Monate zuvor bekehrt worden war, behauptete er, Joseph Smith selbst habe ihn wenige Wochen vor seinem Ableben zum nächsten Präsidenten der Kirche ordiniert. Er berief sich dabei auf einen in seinem Besitz befindlichen Brief, den der Prophet angeblich geschrieben habe und worin dieser Anspruch untermauert wurde. Die Zwölf erklärten den Brief jedoch als Fälschung, und die historische Forschung hat die Richtigkeit dieser Auffassung inzwischen erwiesen. Strang rückte von seinen Forderungen indessen nicht ab, sondern scharte in einer Siedlung auf der Biber-Insel im Michigansee eine kleine Schar von Anhängern um sich und rief sich selbst zu ihrem König aus. Er herrschte über die Siedlung, bis ihn 1856 einer von seinen eigenen Leuten umbrachte. Auch Lyman Wight handelte entgegen den ausdrücklichen Weisungen Brigham Youngs und zog mit einer Gruppe von Mitgliedern nach Texas.

Obgleich Präsident Young vorhatte, die Mitglieder nach einiger Zeit aus Nauvoo zu führen, hielt er sie dazu an, noch so lange dort zu bleiben, bis der Tempel vollendet werden konnte. Diese Arbeit nahm die Energie des Gemeinwesens während der folgenden 18 Monate voll in Anspruch, denn die Mitglieder spendeten für die Bauarbeiter Lebensmittel und Kleidung und stellten ihre eigene Zeit zur Verfügung, indem sie mithalfen, das eindrucksvolle Bauwerk zu errichten. Die Mitglieder strebten aufrichtig nach den Segnungen des Tempels, die ihnen Joseph Smith verheißen hatte. Präsident Young und die Zwölf trafen häufig mit dem Tempelkomitee und dem Architekten, William Weeks, zusammen, um die Bauarbeiten zu beschleunigen. Im späten Frühjahr des Jahres 1845 wurden die Decksteine gesetzt. Man rechnete damit, daß das Bauwerk bis zur Frühjahrs-Generalkonferenz 1846 fertiggestellt sein würde.

Während diese Arbeiten ihren Fortgang

nahmen, kamen in Nauvoo neue Spannungen auf. Es waren die gleichen Spannungen, die schon den Märtyrertod des Propheten herbeigeführt hatten. Präsident Young riet den Mitgliedern, sich aus der Politik herauszuhalten, in der Hoffnung, verhindern zu können, daß

„Mit Bewunderung und Erstaunen haben wir das ausgedehnte, fruchtbare Tal betrachtet“, schrieb Wilford Woodruff in sein Tagebuch. „Präsident Young hat sich befriedigt darüber geäußert, daß sich das Tal als Ort eigne, wo die Mitglieder endlich Ruhe fänden, und daß er sich für die beschwerliche Reise reich entschädigt fühle.“

die Feindschaft gegen die Kirche erneut entfacht wurde. Aber schon forderten gewisse Gegner der politischen Stärke Nauvoos vom Parlament des Bundesstaates, die Stadtverfassung von Nauvoo aufzuheben. Die wichtige Frage wurde ausführlich erörtert, und nach der endgültigen Abstimmung im Januar 1845 war die Mormonenstadt ohne Regierung. Die Beamten in Nauvoo reagierten darauf schnell und sicherten den polizeilichen Schutz, indem sie eine freiwillige Bürgerwehr aufstellten. Die Zwölf ersuchten Ford, den Gouverneur von Illinois, um Hilfe. Nach dessen Weisungen wurde eine Stadtverwaltung geschaffen, deren Zuständigkeit auf zweieinhalb Quadratkilometer des Stadtgebiets beschränkt blieb. Diese neue Verwaltung Nauvoos gewährleistete vorübergehende Stabilität.

Die Feinde der Kirche waren freilich nicht zufriedengestellt. Die Regionalzeitungen, die gegen die Kirche gerichtet waren, vertraten die Ansicht, daß die Mormonen keine öffentlichen Ämter im Landkreis bekleiden dürften. Damit wurde die öffentliche Debatte von neuem angestachelt, und man nahm dies zum Anlaß für immer neue Ausschreitungen gegen Hab und Gut der Mormonen. Die Feinde der Kirche und Abtrünnige, die mit diesen gemeinsame Sache machten, hofften, die Mitglieder aus ihren verstreuten Siedlungen nach Nauvoo treiben und sodann alle Mormonen zum Abzug aus Illinois zwingen zu können.

Auf dem Höhepunkt der Verfolgungen planten die Zwölf und der Rat der Fünfzig* im stillen den Auszug der Mitglieder aus dem damaligen Territorium der Vereinigten Staaten. Erkundungstrupps verließen Nauvoo, um provisorische Siedlungsplätze im Westen Iowas auszukundschaften. Der Briefwechsel mit den Regierungsbeamten in Washington und in den Bundesstaaten bestätigte die Erkenntnis, zu der die Zwölf gelangt waren: Die Mitglieder würden nur in einem unbewohnten Teil des Landes Frieden finden, wo sie ganz für sich leben konnten.

Im September 1845 begannen die Feinde der Mormonen in den kleinen, verstreuten Ortschaften von Nauvoo, die von Farmern bewohnt waren, die Häuser der Mitglieder niederzubrennen. Die Familien, die keinen Schutz genossen, mußten ihre Blockhäuser verlassen, als sogenannte Sicherheitskräfte sie in Brand steckten. Der Pöbel zerstörte mehr als zweihundert Wohnhäuser und Farmgebäude, dazu mehrere Mühlen

und Dutzende von Getreideschobern. Der den Mormonen freundlich gesinnte Sheriff Jacob Backenstos versuchte vergeblich, für Ordnung zu sorgen. Präsident Young riet den Mitgliedern, die ländischen Gebiete zu räumen und nach Nauvoo zu ziehen. Er warnte sie davor, Vergeltung zu üben, in der Hoffnung, mitfühlende Bürger würden erkennen, daß die Besitzrechte der Mormonen schamlos verletzt wurden, und Maßnahmen zu deren Beistand ergreifen.

Den ganzen Herbst über und in den ersten Wintertagen arbeiteten Nauvoos Schmiede an der Fertigung von Wagen für den Auszug, der für den bevorstehenden Frühling angesetzt war. Auf der Herbst-Generalkonferenz 1845 erhielten die Mitglieder Anweisungen darüber, wie sie sich auf den Auszug vorbereiten sollten. Die Zwölf studierten Landkarten und Berichte über Erkundungsreisen nach dem Westen und holten den Rat von Leuten ein, die den Westen bereist hatten. Als die Zeit zum Abmarsch näherrückte, entschieden sie sich für die fruchtbaren Täler des Wasatch-Gebirges, nachdem sie mehrere Orte in Betracht gezogen hatten, wo sie einen neuen Zufluchtsort gründen konnten.

Am 4. Februar 1846 lief das Segelschiff „Brooklyn" aus dem Hafen von New York zu einer fünfmonatigen Reise nach der Bucht von San Francisco aus. Die „Brooklyn" hatte 238 Mitglieder aus dem Osten der Vereinigten Staaten an Bord. Von Samuel Brannan organisiert, bildeten sie einen Teil derer, die sich in



Ein Wagenzug der Heiligen gelangt vom Echo-Canyon aus ins Tal des Großen Salzsees. Das Foto wurde 1867 von Charles W. Carter aufgenommen.

dem damals noch unter mexikanischer Herrschaft stehenden „Oberen Kalifornien“ (zu dem Gebiet gehörte auch Utah) ansiedeln sollten. Am selben Tag überquerten auch die ersten Flüchtlinge aus Nauvoo in Booten den kalten Mississippi und begannen mit ihren Wagen den Treck über die weite Prärie Iowas. Eigentlich hatten die Mitglieder erst im März oder April von Illinois aufbrechen wollen. Da aber Drohungen gegen die Führer der Kirche ausgestoßen wurden und Gerüchte umgingen, daß der Mob sich zu neuen Greueltaten entschlossen hatte, sah man sich zu dem vorzeitigen Abmarsch veranlaßt. Mitte Mai hatten fast 12000 Mitglieder den Fluß überquert; einige von ihnen hatten den zugefrorenen Fluß schon im Februar überschritten. Damit hatte der Auszug des neuzeitlichen Israel begonnen.

Selbst als die Wanderung nach dem Westen bereits begonnen hatte, setzte man die Bauarbeiten am Tempel in Nauvoo noch fort. Joseph Young, der Erste Präsident des Rates der Siebzig, blieb zurück, um bei der Organisierung des Auszugs zu helfen und dafür zu sorgen, daß der Tempel fertiggestellt wurde und geweiht werden konnte. Ende 1845 hatten die Zwölf bereits Teile des Bauwerks geweiht und fast 6000 Mitgliedern der Kirche, die würdig waren, das Endowment gespendet.

Nachdem die Bauarbeiter Ende April dem Gebäude den letzten Schliff gegeben hatten, führten Wilford Woodruff, Orson Hyde und Joseph Young die Weihungszeremonien durch. Hierauf planten sie sofort die Aufgabe des Gebäudes. Bemühungen, den Tempel an andere Religionsgemeinschaften zu veräußern, waren fehlgeschlagen. 1848 wurden die aus Holz gefertigten Teile durch einen (vermutlich gelegten) Brand zerstört, und zwei Jahre darauf brachte ein Sturm die Kalksteinwände zum Einstürzen. Die Mitglieder hatten ihre schöne Stadt zu diesem Zeitpunkt schon lange verlassen. Die letzten von ihnen waren im September 1846 aufgebrochen, nachdem Gesindel die Stadt angegriffen und die Armen und Kranken zum Abzug gezwungen hatte.

Während des Jahres 1846 bildeten die Vertriebenen in Iowa einen nicht abreißenden Strom von Wanderern. Vielen war es gelungen, Nahrungsmittel und andere Waren für die Reise zu sammeln. Andere suchten vorübergehend Arbeit in St. Louis und im nördlichen Missouri, wo sie Holz hackten, Zäune zogen oder bei Farmern arbeiteten und auf diese Weise die Mittel für die benötigten Vorräte aufbrachten. Brigham Young organisierte die Flüchtlinge militärisch in Kompanien, wie es bei Reisen nach dem Westen üblich war. Jede Kompanie zählte etwa 50 Familien. Manchmal war sie noch in Zehnergruppen unterteilt, denen jeweils ein Hauptmann vorstand. Die Präsidentschaft jeder Kompanie überwachte den Marsch, erhielt die Disziplin aufrecht und leitete die Tätigkeit der Verpflegungsbeamten, der Wachen, der Hirten und der anderen Beamten.

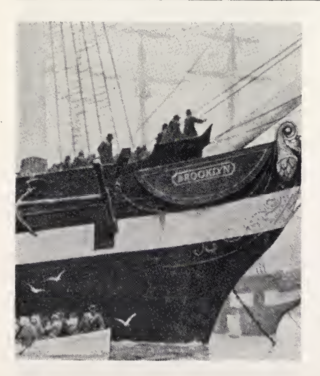
Der Frühling 1846 war feucht und kalt, und der Pfad war schlammig. Woche für Woche kämpften sich die Mitglieder durch das südliche Iowa in Richtung des Missouri voran. Zeitweilig schlugen sie ihr Lager auf, um Rast zu machen und sich umzugruppieren. In Garden Grove und Mt. Pisgah in Iowa legten sie große Farmen an, wo Weizen und anderes Getreide angebaut werden konnte, das als Vorrat für den Treck benötigt wurde. Während dieses heldenhaften Marsches durch Iowa schrieb William Clayton den Text des Liedes „Kommt, Heil’ge, kommt!“. Die Melodie ist eine alte englische Weise, die Clayton in seiner Jugend in England gelernt hatte. Clayton hatte gerade die Nachricht erhalten, daß

seine Frau Diantha mit einem Kind niedergekommen war und daß beide wohlauf waren. Und so schrieb er in freudiger Stimmung: „Kommt, Heil'ge, kommt! Nicht Müh' und Plagen scheut; wandert froh euern Pfad . . . Alles wohl, alles wohl!"

Mitte Juni erreichte Brigham Youngs Kompanie den Missouri. Seine Hoffnung war nun die: Ein aus ausgewählten Leuten gebildeter, 400 Mann starker Pioniertrupp sollte den Marsch fortsetzen, das Gebirge überqueren und noch in diesem Jahr im Großen Becken Weizen säen. Die Zwölf zogen Erkundigungen über die möglichen Marschrouten nach Westen, über Fragen des Proviants, der Rechte der Indianer und über andere Angelegenheiten ein. Sie sprachen mit Indianeragenten, die am Missouri ihr Amt versahen, und erwirkten eine Genehmigung, die es den übrigen Mitgliedern gestattete, in der Gegend von Council Bluffs — dies war Indianergebiet — eine provisorische Siedlung anzulegen. Nun begann man, mit Fähren die Wagen über den Fluß zu bringen, während andere Bauholz schlugen und zu einer nahegelegenen Sägemühle transportierten — diese wurde von Indianern betrieben —, um Baumaterial zu erhalten. Holprige Straßen, die von den Klippen bis hinunter auf den Grund des Flusses führten, erleichterten die Überquerung.

Auf der Westseite des Flusses legten die Mitglieder eine provisorische Siedlung namens Winter Quarters an, die heute zu Omaha in Nebraska gehört. Jenseits des Flusses, im Osten, entstanden in einem Gebiet, das man später Kanesville nannte (heute Council Bluffs, Iowa) plötzlich Dutzende von vorübergehenden Lagern. Weil zunächst diese Lager geschaffen werden mußten und weil die Jahreszeit schon so weit vorgerückt war, beschloß man, die Expedition der Pioniere bis zum Frühling zu vertagen.

Während man noch dabei war, die Wagen über den Fluß zu bringen, trafen aus



Ende 1845, als sich herausstellte, daß die Heiligen ihren Wohnsitz nach Westen verlegen mußten, wies Brigham Young Samuel Brannon an, die Heiligen im Osten der Vereinigten Staaten zusammenzuführen und mit ihnen die fünfmonatige Schiffsreise nach San Francisco zu unternehmen. Am 4. Februar 1846 traten 70 Männer, 68 Frauen und 100 Kinder vom New Yorker Hafen aus die Reise mit dem Segelschiff „Brooklyn" an. Am 29. Juli 1846 legte das Schiff in der Bucht von San Francisco an. (Arnold Friberg hat dieses Gemälde, „The Brooklyn", 1951 in Öl auf Leinwand gemalt.)

dem Osten Boten mit einer Meldung von historischer Bedeutung ein. Seit die Mitglieder aus Missouri vertrieben worden waren, hatten die Repräsentanten der Kirche bei den Bundesbeamten in Washington immer wieder um Unterstützung nachgesucht. Bis jetzt hatte man ihnen jedesmal entgegnet, die Mormonenprobleme seien eine örtliche Angelegenheit; die Zentralregierung habe damit nichts zu tun. Jetzt aber führte die Regierung Krieg gegen Mexiko. Grenzstreitigkeiten und einander entgegengesetzte Ansprüche auf ausgedehnte Gebiete im Westen hatten eine Invasion der Amerikaner in die umstrittenen Ländereien ausgelöst.

Der Sprecher der Kirche in Washington, James C. Little, versuchte damals, mit der Regierung einen Vertrag zu schließen, worin sich die Mormonen verpflichten sollten, dem Bundesheer entweder Proviant zuzuführen oder Blockhäuser zu bauen, wo Auswanderer, die auf dem Oregon Trail reisten, sich vor plündernden Indianern schützen könnten. Ein derartiger Vertrag hätte der Kirche Geldmittel eingebracht, die für den Treck benötigt wurden. Statt dessen beschlossen die Regierungsbeamten, von den Mormonen 500 Freiwillige für den Heereszug nach Westen zu fordern. Der Plan sah folgendes vor: Das Mormonenbataillon sollte nach Sante Fé (New Mexico) marschieren und von dort General Stephen W. Kearny folgen, der auf dem Landweg einen Feldzug nach Kalifornien unternehmen sollte.

Präsident Young reagierte positiv auf dieses Ersuchen und unterstützte die Anwerbung von Freiwilligen. Zwar glaubten einige Mitglieder, die Regierung wolle sie bestrafen, indem sie die Männer von ihren Familien trennen und diese dadurch in eine hilflose Lage bringen wolle, doch ließen sie sich schließlich davon überzeugen, daß ihr Dienst den Mitgliedern bei ihrem Zug nach Westen von Nutzen sein würde. Der Sold, den die Männer bei ihrem Bataillon erhalten würden, würde ihren Familien die Reise nach dem Westen erleichtern. Hinzu kam, daß die Soldaten nach einjähriger Dienstzeit in Kalifornien entlassen werden und die Erlaubnis erhalten sollten, ihre Waffen und ihre Militärkleidung zu behalten.

Auf den Zuspruch Brigham Youngs und der Zwölf hin meldeten sich mehr als die erbetenen 500 Freiwilligen. Am 20. Juli verließ das Bataillon Council Bluffs. Es wurde von Oberstleutnant James Allen befehligt, einem Berufsoffizier, der kein Mitglied der Kirche war. In Santa Fé (New Mexico) übernahm Oberstleutnant Philip St. George Cooke das Kommando. Die meisten anderen Offiziere waren Mitglieder, die von den Führern der Kirche für ihr Amt ausgewählt wurden. Präsident Young verhieß den Soldaten, daß sie nicht zu kämpfen brauchten, wenn sie treu zu ihren religiösen Grundsätzen stünden. Diese Verheißung ging buchstäblich in Erfüllung, denn noch ehe die Männer im Januar des folgenden Jahres San Diego (Kalifornien) erreichten, hatten andere Streitkräfte bereits für die Kapitulation des Oberen Kaliforniens gesorgt. Die einzige „Schlacht“, die das Bataillon zu schlagen hatte, war ein aufregender Zusammenstoß mit einer Herde wilder Rinder, die die Infanteristen angriffen, als diese das vom unteren Rio Grande durchflossene sandige Tal durchquerten.

Die Bereitschaft der Mitglieder, in den Militärdienst einzutreten, zeigte, daß die Mormonen jeder verfassungsmäßigen Regierung treu sind. Ihr Marsch, auf dem sie etwa 3270 Kilometer zurücklegten, ist einer der längsten in der überlieferten Geschichte. Die Mormonen

halfen mit, einen Weg zu markieren, der später von Wagenzügen und schließlich von der transkontinentalen Eisenbahn benutzt wurde.
Nicht alle, die als Soldaten der Armee der Vereinigten Staaten nach Kalifornien aufbrachen, gelangten ans Ziel des anstrengenden Marsches. Mehrere von ihnen starben unterwegs, und etwa 150 Männer wurden von der Kompanie wegen Krankheit und Schwäche in Pueblo, Colorado, zurückgelassen, wo sie den Winter verbringen sollten. Anfang 1847 marschierten diese zusammen mit den meisten Ehefrauen, die das Bataillon als Wäscherinnen begleitet hatten, in nördlicher Richtung nach Fort Laramie (Wyoming) und folgten von dort aus Brigham Youngs Pionierabteilung ins Tal des Großen Salzsees. Eine Gruppe von Mitgliedern aus Mississippi, die ebenfalls in Colorado überwintert hatte, gehörte ebenfalls zu jener ersten Abteilung, die die neue Heimat der Mormonen erreichte.
Winter-Quarters (Nebraska) war eine kleine, am Missouri gelegene Stadt, die teils aus Blockhäusern, teils aus Bunkern bestand, welche man in den Hügeln angelegt hatte. Vor Weihnachten 1846 wurden mehr als 700 solcher provisorischer Unterkünfte fertiggestellt, und etwa 3500 Menschen verbrachten den Winter in dieser Ortschaft. Während dieser Zeit bildeten die Zwölf aus 143 ausgesuchten Leuten die erwähnte Pionierabteilung. Drei Frauen durften ihre Männer begleiten, und eine von ihnen nahm zwei Kinder mit, so daß die Gruppe 148 Personen zählte. Sie reiste mit 73 Wagen weiter, worin Saatgut und reichliche Vorräte mitgeführt wurden, mit deren Hilfe sie den Winter 1847/48 überstehen wollten.
Das Muster, wonach diese und alle folgenden Auswanderergruppen organisiert werden sollten, wurde von Brigham Young durch eine Offenbarung bekanntgemacht, die er am 14. Januar 1847 erhielt. Die Niederschrift, die jetzt einen Teil des Buches ‚Lehre und Bündnisse' bildet (den 136. Abschnitt), wurde zu einer Art Verfassung, die für den ganzen Treck nach Westen maßgebend war. Sie bestätigte den Organisationsplan, den man schon auf dem Marsch durch Iowa erprobt hatte, und erinnerte die Mitglieder an ihre Pflicht, für die Armen, die Witwen und die Waisen zu sorgen. Bei dem Zug des neuzeitlichen Israel sollten die Mitglieder sich gegenseitig helfen, das gelobte Land zu erreichen.
Die Vorausabteilung setzte sich im April in Marsch. Acht Mitglieder des Rates der Zwölf Apostel schlossen sich der Abteilung an; zwei andere folgten ihnen an der Spitze der nächsten Auswanderergruppen, die in diesem Jahr aufbrachen. Die Pioniere waren gut ausgerüstet. Sie besaßen kleine Boote, Landkarten, wissenschaftliche Instrumente und landwirtschaftliches Gerät. Um möglichen Auseinandersetzungen mit Auswanderern aus dem Wege zu gehen, die den Oregon Trail südlich des Platte River benutzten, bahnten sie für sich und die Nachfolgenden einen eigenen Weg durch die Prärie nördlich dieses Flusses. Da sie sich so gut vorbereitet hatten, verlief die 1600 Kilometer lange Reise von Winter-Quarters zum Tal des Großen Salzsees verhältnismäßig ereignislos. Es gab keine ernsthaften Schwierigkeiten mit Indianern, keine größeren Unfälle und keine inneren Streitigkeiten, die nicht mit Hilfe der straffen Organisation beigelegt werden konnten. Unterwegs begegnete die Abteilung mehreren Grenzern und Reisenden, die nach Osten zogen. Von diesen holten die Zwölf neue Informationen über das Gebiet ein, das das Ziel ihrer Reise war.
Im Juli näherte sich die Abteilung der

letzten Etappe. Da wurden Brigham Young und andere vom Bergfieber befallen und waren vorübergehend geschwächt. Sie blieben zurück, um sich zu erholen, während die anderen sich weiter auf dem Pfad vorankämpften, den Auswanderer auf dem Weg nach Kalifornien — man nannte sie die „Reed-Donner-Gruppe" — im Sommer davor abgesteckt hatten. Die Marschroute, die durch die Berge ins Tal des Großen Salzsees führte, war mit dichtem Gestrüpp bewachsen, so daß viele Stunden Arbeit nötig waren, um sich einen Weg durch dieses Gelände zu bahnen. Endlich erreichte die Vorausabteilung den Ausgang des Cañon. Orson Pratt und Erastus Snow, die die Route auskundschafteten, erblickten am 21. Juli als erste das Tal und die ausgedehnte Wasserfläche des Großen Salzsees. Am nächsten Tag folgten ihnen andere ins Tal. Dies war auch der Tag, wo Orson Pratt das Land dem Herrn weihte und seine Leute anwies, mit dem Pflügen und Aussäen zu beginnen, damit die Saat nicht umkäme. Nach der Aussaat leiteten sie das Wasser aus dem City Creek ab, um die trockene Erde zu bewässern.

Am 24. Juli erreichte Brigham Young mit der kleinen aus Kranken gebildeten Abteilung den Ausgang des Cañon. „Mit Bewunderung und Erstaunen haben wir das ausgedehnte, fruchtbare Tal betrachtet", schrieb Wilford Woodruff in sein Tagebuch. „Präsident Young hat sich befriedigt darüber geäußert, daß sich das Tal als Ort eigne, wo die Mitglieder endlich Ruhe fänden, und daß er sich für die beschwerliche Reise reich entschädigt fühle." In späteren Jahren erinnerte sich Bruder Woodruff, daß Präsident Young, als die beiden von Bruder Woodruffs Wagen aus das Tal überschaut hatten, ausgerufen hatte: „Das ist der rechte Ort! Vorwärts!" Damit begann die Aufgabe, Tausende von Mitgliedern zu der neuen Zufluchtsstätte zu bringen. Bis Dezember 1847 brachten mehr als 2000 die mühselige Reise hinter sich. Noch im selben Jahr kehrte Präsident Young mit mehreren hundert Leuten nach Osten zurück; sie wollten ihre Familien holen und anderen bei der Reise helfen. William Clayton, der die vom Pionierlager zurückgelegte Entfernung sorgfältig gemessen hatte, vermaß den Pfad noch einmal mit einem neuen Kilometerzähler, und 1848 veröffentlichte er seine Broschüre „Latter-day Saints' Emigrants' Guide" (= Wegweiser für HLT-Auswanderer). In der Broschüre waren die Entfernungen zwischen den einzelnen Lagerplätzen genau angegeben. Dies war eine große Hilfe für die Tausende von Auswanderern, die der 1847 von den Pionieren begangenen Route folgten. □

** Eine von Joseph Smith am 11. März 1844 gegründete Körperschaft, die den Kern der künftigen Regierung Gottes auf Erden bilden sollte, und zwar der politischen Regierung, nicht der kirchlichen Verwaltung.*

